Stadt. Bibliothek
nsburg

Class. 502

~~Schulbibliothek~~

Blumenlese

aus

den Weisen des Alterthums

für

Freunde der Religion und der Tugend.

Von

Friederich Ludwig Röper,
Pastor und Collaborator zu Schwerin.

Zweiter Band.

Neustrelitz, 1797.
bei dem Hofbuchhändler Michaelis.

Unverkäufliches Buch

zur

Königl. Stadtbibl.

für

~~Ulbch. Schulbibl.~~

f 9 W

Vorrede.

Dieser zweite Band erscheint etwas spät, weil ich theils durch andere unvorhergesehene Arbeiten unterbrochen bin, theils auch, weil ich meinen gelehrten Richtern zu beweisen wünschte, daß ihre ermunternden Urtheile

über den ersten Band keine unrechten Wirkungen bei mir hervorgebracht haben. Gleichwohl fühle ich nur zu sehr, daß ich meiner Arbeit nicht durchgängig die Vollkommenheit habe geben können, die ich ihr zu geben wünschte. Uebrigens ist dieser zweite Band nach eben den Grundsätzen, wie der erste, gearbeitet.

Beim Xenophon habe ich die Borhekische und beim Hieron auch die Goldhagensche Verdeutschung benutzt. Von den aus der Kyropädie ausgehobenen Stellen habe ich mich aber genöthiget gefunden, eine fast ganz neue Uebersetzung zu versuchen. Beim Platon waren die Vorarbeiten sehr verschieden. Die vortreffliche Vossische Uebertragung der Apologie, so wie die Gedikesche vom Kriton, ließen mir nur wenig eigene Arbeit übrig, und ich will wünschen, daß meine Leser bei den wenigen Veränderungen, die ich mir hier erlaubt habe, nur nichts verliehren mögen. Bei den Stellen

len aus dem Theages und Gorgias hat mir die neue Stollbergische Uebersetzung gute Dienste geleistet; beim Eutyphron und Protagoras aber war ich gänzlich verlassen, weil ich die Französische von A. Dacier noch nicht zur Hand hatte, und die Lemgower nach allen Urtheilen und Proben (s. Gedike's Vorrede zu den vier Dialogen des Platon) keine Hülfe zu versprechen, mithin des Ankaufes nicht werth schien.

Wenn das Publikum ein hinlängliches Interesse an diesen moralischen Unterhaltungen beweiset: so bin ich gerne bereit, sie bis zu den spätern Schriftstellern fortzuführen, und auf solche Weise gleichsam ein Repertorium aller derjenigen Stellen aus den Griechischen Weisen, die ihres Inhaltes oder ihrer Darstellung wegen von jeher für vorzüglich schön und musterhaft anerkannt worden sind, und zur Beförderung reiner Sittlichkeit und wahrer Lebensweisheit beitragen mögen, in dieser

Blumenlese zu liefern. Auch glaube ich meinen Lesern versprechen zu dürfen, daß die noch übrigen Stücke, vorzüglich aus dem Platon, Plutarch, Arrian, Antonin und Simplicius den frühern wenigstens nicht nachstehen, und, weil sie weniger bekannt sind, an Interesse leicht den Vorzug haben werden.

Inhalt.

Xenophon.

1. Das Persische Erziehungsinstitut.

2. Der vergiftete Wein, oder Folgen der Unmäßigkeit im Trinken.

3. Der

3. Der ungerechte Urtheilsspruch.

4. Gebet und Vertrauen zu Gott.

5. Wodurch soll sich der Regent von seinen Unterthanen unterscheiden?

6. Das beste Mittel, Unterthanen eifrigen Gehorsam und Liebe einzuflößen.

7. Panthea, oder die Gewalt der Liebe, und das sicherste Mittel, sich dagegen zu verwahren. Die zwei Seelen.

8. Ermahnung im Guten zu beharren. Warnung vor Müßiggang und Weichlichkeit.

9. Gewissenhaftigkeit bei Besetzung wichtiger Aemter.

10. Das Beispiel des Fürsten.

11. Die Schatzkammer des Kyros. Rechter Gebrauch des Reichthums.

12. Zweifelhafter Werth des Reichthums.

13. Tischreden.

14. Soll man suchen, reicher oder ärmer zu scheinen, als man ist?

15. Traumgesicht des Kyros: sein letztes Dankgebet.

16. Rede des sterbenden Kyros an seine Söhne und Freunde.

17. Hieron, oder das glänzende Elend eines Despoten.

18. Einige Züge aus der Lobrede auf den König Agesilaos.

19. Anekdoten vom Agesilaos, aus dem Plutarch.

20. Untersuchungen über das Wesen der Gottheit.

21. Die beste Ausstattung.

22. Ueber den Tod.

Platon.

1. Eutyphron, oder von dem Heiligen und dem Gottesdienste.

2. Wer ist der weiseste Mann?

3. Verachtung des Todes aus Liebe zur Pflicht und zur Tugend. Die vornehmste Sorge des vernünftigen Menschen.

4. Pflich-

4. Pflichten eines Richters und eines Beklagten vor Gericht.

5. Kriton, oder Pflichten gegen das Vaterland.

6. Theages, oder Wahl und Würdigung eines Lehrers und Erziehers der Jugend.

7. Prometheus, oder Ursprung der bürgerlichen Gesellschaft; eine allegorische Erzählung.

8. Was ist schlimmer, Unrecht thun, oder Unrecht leiden?

9. Das durchlöcherte Faß, oder Mäßigung der Begierden.

10. Der verklagte Arzt, oder das Schicksal des strengen Sittenrichters.

11. Das Todtengericht, oder das Schicksal der abgeschiedenen Seelen.

I.

Das Persische Erziehungsinstitut *).

Die Persische Gesetze lassen das gemeine Beste ihre erste Sorge seyn. Nicht das, was in den mehr-

*) Cyropaed. ed. Zeune. I. Cap. 2. §. 2—8. Die Kyropädie ist bekanntlich keine wahre Geschichte; sondern ein Halbroman, dem die Geschichte nur zu Grunde liegt. Xenophon wollte hier das Ideal eines vollkommnen Monarchen aufstellen, der mit allen Eigenschaften eines guten Regenten zugleich auch alle Tugenden eines liebenswürdigen Mannes in sich vereinigte. Er schildert uns demnach den Kyros, seine Erziehung, seine Grundsätze und seine Handlungsweise, nicht sowohl, wie sie in der Wirklichkeit waren, als vielmehr, wie sie, seiner vorgefaßten Idee nach, seyn sollten.

mehrsten Staaten, ist auch bei ihnen das Erste. Jene lassen jeden seine Kinder erziehen, wie es ihm beliebt, und die Erwachsenen nach eigner Willkühr leben: hinterdrein erst befehlen sie ihnen, nicht zu stehlen, nicht zu rauben, nicht gewaltsam in ein Haus einzubrechen, niemanden widerrechtlich zu schlagen, keinen Ehebruch zu begehen, der Obrigkeit nicht ungehorsam zu seyn, und dergleichen mehr. Auf die Uebertretung dieser Befehle sind Strafen gesetzt. Die Persischen Gesetze hingegen beugen dem vor, und sorgen dafür, daß die Bürger überall nicht dahin kommen, eine schlechte oder schändliche Handlung auch nur zu wollen. Hierzu bedienen sie sich folgender Mittel.

Sie haben einen sogenannten Freiplatz, an welchem das königliche Schloß, und die andern Staatsgebäude stehen. Von hier werden alle Kaufgüter und Marktleute, mit ihrem Lärm und ihren Ungeschliffenheiten weg, nach einem andern Orte hingewiesen, damit unter diesem Gewühle die guten Sitten der Zöglinge nicht leiden.

Der genannte Freiplatz, bei den Staatsgebäuden ist in vier Theile abgesondert; einer für die Knaben; ein anderer für die Jünglinge; ein dritter für die Männer; und noch ein anderer für die, welche schon über die Jahre der

Kriegs-

Kriegsdienste hinaus sind *). Den Gesetzen zu Folge, stellt sich ein jeder von diesen an seinem angewiesenen Platze ein, die Knaben und Männer mit Anbruch des Tages, die Alten nach ihrer Bequemlichkeit, mit Ausnahme der bestimmten Tage, an welchen sie daseyn müssen. Die Jünglinge schlafen auch, mit ihren Uebungswaffen, um die Staatsgebäude, außer den Verehlichten. Nach diesen wird auch nicht gefragt, wann es nicht vorhin angesagt war, daß sie zugegen seyn sollten. Doch bringt ihnen häufige Abwesenheit keine Ehre.

Jede dieser Abtheilungen hat zwölf Vorsteher. Ueber die Knaben werden solche aus den Aeltesten gewählt, von denen man sich die beste Anleitung der Knaben verspricht: über die Jünglinge wiederum solche aus den Männern, von denen man die beste Bildung der Jünglinge erwartet: und über die Männer solche, denen man es zutrauet, daß sie ihnen am meisten Folgsamkeit gegen die Verordnungen und Befehle der höchsten Obrigkeit einflößen werden. Selbst die Alten haben ihre Vorsteher, die dahin sehen, daß auch sie ihre Pflichten erfüllen.

*) Kriegsdienste müßten, nach dem Xenophon, vom 25sten, nach dem Strabo, schon vom 20sten bis zum 50sten Jahre, geleistet werden.

Wir wollen die einer jeden Classe vorgeschriebenen Verrichtungen durchgehen, damit es noch deutlicher werde, wie die Persischen Gesetze dafür sorgen, möglichst gute Bürger zu bilden.

Die Knaben, welche das Institut besuchen, beschäftigen sich mit Erlernung der Gerechtigkeit. Dieß, sagt man, sey bei ihnen, wie bei uns, die Erlernung der Wissenschaften, der Zweck, weshalb sie dahin kommen. Ihre Vorgesetzten bringen den größten Theil des Tages damit zu, ihnen Recht zu sprechen. Denn es finden sich unter Knaben, eben sowohl als unter Männern, gegenseitige Klagen über Entwendung, Raub, Gewaltthätigkeit, Betrug, Verleumdung, und dergleichen mehr. Wen sie eines solchen Verbrechens schuldig finden, den bestrafen sie. Sie bestrafen aber auch die, welche von ihnen als ungerechte Ankläger befunden werden *).

Auch halten sie Gericht über ein Verbrechen, weshalb die Menschen sich zwar am meisten

*) Bei den Römern ward den verleumderischen Anklägern der Anfangsbuchstabe des Wortes, welches einen Verleumder bezeichnete, ein griechisches K auf der Stirne eingebrannt. Bei den Athenern ward ihnen dadurch einiger Einhalt gethan, daß sie, gleich dem Beklagten, eine gewisse Summe Geldes vor Gericht niederlegen mußten.

sten hassen, aber am wenigsten gerichtlich belangen: die Undankbarkeit *).

Sie bestrafen den sehr strenge, der nach ihrem Urtheile Dank erwiedern konnte, und es unterließ, weil sie glauben, daß ein Undankbarer auch gegen Götter, Aeltern, Vaterland und Freunde pflichtvergessen seyn werde. Denn die nächste Folge der Undankbarkeit pflegt Schamlosigkeit zu seyn, und diese die vornehmste Anführerin zu allen Schandthaten.

Hier lehrt man die Knaben auch die Tugend der Selbstbeherrschung, wozu das Beispiel der Selbstbeherrschung, welches sie den ganzen Tag an den Aeltern vor Augen haben, nicht wenig beiträgt. Man lehrt sie ferner, der Obrigkeit gehorchen, wozu ebenfalls das, von den Aeltern ihnen gegebene Beispiel des pünktlichen Gehorsams gegen die Obern, von großem Nutzen ist. Endlich werden sie auch zur Mäßigkeit im Essen und Trinken angeführt; und auch

*) Auch zu Athen fanden gerichtliche Klagen, aber nur gegen eine zwiefache Art von Undankbaren statt: erstlich, gegen die, welche undankbar gegen ihre Aeltern waren; dann gegen solche, die durch milde Beiträge ihrer Freunde unterstützt worden, und in der Folge, bei wiederhergestellten Vermögensumständen, nicht eben so viel wiedergegeben, als sie erhalten hatten.

hierzu trägt sehr vieles bei, daß sie die Aeltern, des Essens wegen, sich nicht eher entfernen sehen, bis die Vorgesetzten sie entlassen; und daß die Knaben nicht bei der Mutter, sondern bei dem Lehrer auf das Zeichen des Vorstehers, ihr Mahl einnehmen. Sie bringen von Hause Brod statt der Vorkost, Kresse statt der Zukost mit, und zum Trinken einen Becher, um damit, wenn sie durstet, aus dem Flusse zu schöpfen. Außerdem lernen sie noch mit dem Bogen und Wurfspieß umgehen.

Dieß sind die Beschäftigungen der Knaben, bis in ihr sechzehntes oder siebzehntes Jahr, mit welchem sie dann in die Classe der Jünglinge übertreten.

2.

Der vergiftete Wein

oder

Folgen der Unmäßigkeit im Trinken *)

Kyros, (Sohn des Persischen Königs Kambyses,) ward bis ins zwölfte Jahr, oder etwas dar-

*) Cyrop. I. Cap. 3. 1 sq.

darüber, in der öffentlichen Erziehungsanstalt erzogen, und that sich vor allen seinen Mitschülern, sowohl durch schnelle Erlernung der nöthigen Dinge, als auch durch das edle und mannhafte in allen seinen Handlungen, sichtbar hervor. Um diese Zeit ließ Astyages (König der Meder) seine Tochter Mandane, nebst ihrem Sohne, zu sich laden. Er wünschte den Kyros zu sehen, weil er so viel Gutes von ihm gehört hatte. Mandane reißte also mit dem Kyros zu ihrem Vater. Sobald sie angekommen war, und Kyros erfuhr, daß Astyages seiner Mutter Vater sey, umarmte er ihn sogleich, mit der ihm natürlichen kindlichen Liebe, wie man einen alten Freund und Bekannten zu umarmen pflegt.

Astyages war, nach Medischer Weise, mit bemalten Augenbraunen, geschminkter Haut, und fremden Haaren aufgeputzt. — Dieß alles ist Medische Sitte, so wie auch die purpurnen Ober- und Unterkleider, die Halsketten und Armbänder. Bei den einheimischen Persern hingegen ist auch jetzt noch die Kleidung viel schlechter, und die ganze Lebensart wohlfeiler. — Als nun Kyros diesen Schmuck seines Großvaters erblickte, rief er mit unverwandt auf ihn gehefteten Augen: O Mutter, wie schön ist mein Großvater!

Seine Mutter fragte ihn, wen er für schöner hielte, seinen Vater, oder diesen?

Unter den Persern, antwortete er, ist mein Vater bei weitem der schönste; unter den Medern aber, soviel ich auf den Wegen, und bei Hofe gesehen habe, ist mein Großvater hier der allerschönste!

Astyages umarmte ihn gleichfalls, ließ ihm einen schönen Talar anlegen, ehrte und schmückte ihn mit Hals- und Armketten, und wenn er irgend wohin ausritt, so führte er ihn, auf einem goldgezügelten Pferde, wie er selbst zu reiten pflegte, mit sich. Kyros, ein Kind, dabei Schönheit- und Ehreliebend, freute sich über den Talar, und das Reitenlernen ergözte ihn über alle Maßen. Denn in Persien, einem bergigten Lande, ist es schwer, Pferde zu halten, und zu reiten; deshalb war es dort etwas Höchstseltenes, ein Pferd auch nur zu sehen.

Als Astyages mit seiner Tochter, und dem Kyros bei Tafel war, wollte er, daß der Kleine recht mit Vergnügen essen sollte, damit ihn um so weniger nach Hause verlangte; er ließ ihm deshalb eine Menge Schüßeln, allerhand Backwerk und Leckerbissen vorsetzen. — Ach Großvater! rief Kyros, wie viel Mühe hast du über Tafel, wenn du nach allen diesen Schüßeln die

Hän-

Hände ausstrecken, und von allen den mannichfaltigen Gerichten kosten mußt!

Wie so? fragte Astyages, dünkt dich diese Tafel nicht viel schöner, als die Persische?

O Nein, Großvater! bei uns ist der Weg zur Sättigung viel einfacher und leichter, als bei euch: ihr trachtet zwar nach dem nämlichen Ziele, kommt aber, durch viele Umwege, und vieles Hin- und Hersuchen, doch kaum dahin, wo wir längst schon waren.

Aber mein Kind, diese Umwege sind uns nicht beschwerlich: koste nur, und du wirst es selbst finden, daß sie ganz angenehm sind.

Ich sehe aber doch, Großvater, daß dir selber vor diesen Speisen ekelt!

Und woraus schließest du das, mein Sohn?

Weil ich sehe, daß du die Hand, wenn du Brot damit angefaßt hast, gar nicht abwischest, hast du aber eins von diesen Dingen berührt, sogleich reinigest du die Hand an der Serviette, als wäre es dir höchst widerlich, daß sie damit beschmutzt worden *).

*) Die Meder bedienten sich, wie alle Morgenländer, ihrer Finger statt der Gabeln.

Wenn du das meynst, mein Kind, so laß dir wenigstens die Fleischspeisen wohl schmecken, damit du hübsch erwachsen von hier gehst. — Hiemit ließ er ihm sogleich eine Menge wild und zahmes Fleisch vorsetzen.

Lieber Großvater, fragte Kyros, als er das viele Fleisch sah, erlaubst du mir auch wohl, mit alle diesem Fleische nach Gefallen zu handeln?

Sehr gern, mein Kind, erwiederte jener, ich erlaube es dir. — Nun nahm der Kleine das Fleisch, vertheilte es unter die Bedienten seines Großvaters, und sagte der Reihe nach dabei: dir gebe ich dieß, weil du mich so fleißig reiten lehrest; dir dieß — denn dieß habe ich jetzt — weil du mir einen Wurfspieß geschenkt hast; — dir, weil du meinem Großvater so schön aufwartest; und dir, weil du meiner Mutter so ehrerbietig begegnest. — So fuhr er fort, bis er alle sein Fleisch vertheilt hatte.

Und dem Sakas, fragte Astyages, meinem Mundschenken, von dem ich am meisten halte, giebst du nichts? — Sakas war schön, und hatte das Amt, die, welche Audienz vor dem Astyages verlangten, vorzuführen, und die er vorzulassen nicht gerathen fand, zurückzuhalten. —

War-

Warum, erwiederte Kyros, etwas vorwitzig, mit kindischer Unbefangenheit, warum, lieber Großvater, hältst du denn so viel von ihm?

Siehst du nicht, sagte Astyages scherzend, wie schön und wohlanständig er den Wein einschenkt? — Die Mundschenke dieser Könige schenken den Wein sehr zierlich ein, gießen ihn mit vieler Nettigkeit in die Trinkschale, die sie mit drei Fingern haltend überreichen, um sie dem, der trinken will, recht bequem zum Anfassen zu reichen. —

Befiehl doch dem Sakas, Großvater, versetzte Kyros, daß er auch mir einmal das Trinkgefäß gebe, damit auch ich dir schön zu trinken einschenke, und, wenn ichs kann, mir damit deine Gunst erwerbe.

Astyages befahl, ihm das Trinkgefäß zu geben. Kyros nahm es, und schwenkte es eben so geschickt aus, als er es vom Sakas gesehen hatte. Er nahm dabey eine so feyerliche Miene an, brachte und überreichte die Trinkschale seinem Großvater mit solchem Ernst, und so gutem Anstande, daß er dadurch dem Astyages und der Mandane viel zu lachen machte. Kyros lachte selbst laut mit, sprang zu seinem Großvater auf, küßte ihn, und rief dabei: du bist verlohren, Sakas! ich werde dich um dein Amt bringen! denn

denn ich werde überhaupt schöner als du den Wein einschenken, und werde ihn auch nicht selbst austrinken! — Die königlichen Mundschenke schöpfen nämlich, vor Ueberreichung der Trinkschale, mit einem kleinen Becher aus derselben etwas aus, welches sie in die linke Hand gießen, und herunterschlürfen, damit es ihnen, wenn sie Gift darunter gössen, keinen Vortheil bringe. *) —

Aber, sagte Astyages hierauf scherzend, warum hast du denn, mein Kyros, da du dem Sakas alles übrige nachmachtest, mir den Wein nicht zugetrunken?

Die Wahrheit zu gestehen, war seine Antwort, ich fürchtete, es möchte Gift darunter seyn, denn als du an deinem Geburtsfeste den Freunden einen Schmaus gabst, **) habe ichs deutlich be-

*) Wenn man sich auf das Zeugniß des Suidas verlassen darf, so hatten die Persischen Könige — wahrscheinlich in spätern Zeiten -- auch einen eigenen Voresser, der in der Folge aber in einen Oberküchenmeister verwandelt wurde.

**) Die Perser pflegten, wie noch jetzt einige Völker, ihren Geburtstag, so wie wir den Sonntag, zu feiern. Die Reichen ließen an diesem Tage ganze gebratene Ochsen, Kamele, Pferde und Esel auftragen. Die Aermeren ehrten ihren Geburtstag mit kleineren Braten.

bemerkt, daß er auch Gift darunter gegossen hatte.

Und woran bemerktest du das, mein Kind?

O! erwiederte er, ich sah euch ja alle, sowohl mit dem Verstande als mit dem Leibe taumeln: denn erstlich thatet ihr selbst, was ihr uns Kindern nicht gestattet; ihr schriet alle zugleich auf, und keiner verstand den andern, auch nur ein Wort; ihr sanget auf eine höchst lächerliche Weise, und ohne auf den Sänger zu hören, betheuertet ihr, daß er aufs vortreflichste sänge. Jeder von euch rühmte seine Stärke; als ihr euch aber zum Tanze erhobet, konntet ihr, weit entfernt nach dem Takte zu tanzen, nicht einmal gerade stehen. Ihr hattet gänzlich vergessen, du, daß du der König, die andern, daß sie deine Unterthanen waren. Damals merkte ich es auch zum erstenmal, daß dieß die berühmte Sprechfreiheit war, die ihr damals ausübtet: denn ihr schwieget auch keinen Augenblick.

Wird denn dein Vater, fragte Astyages, niemals vom Trunke berauscht?

Nein! wahrlich nicht!

Aber wie macht er das?

Er hört auf zu dursten *), weiter widerfährt ihm nichts Uebels: ich glaube, lieber Großvater, weil Sakas ihm nicht einschenkt. —

3.

Der ungerechte Urtheilsspruch. **)

Als Mandane sich zur Rückkehr zu ihrem Gemahle rüstete, ersuchte Astyages sie, den Kyros da zu lassen. Sie versicherte, daß sie ihrem Vater gern in allen Dingen gefällig seyn wollte; allein den Knaben wider seinen Willen zurückzulassen, würde ihr schwer fallen. — Astyages versprach nun dem Kleinen so viel Gutes und Angenehmes, daß dieser, auf die Anfrage seiner Mutter: ob er bleiben oder wegreisen wolle, sogleich erklärte, daß er zu bleiben wünsche. Seine Mutter fragte ihn nach der Ursache:

Zu

*) Ich weiß recht wohl, daß man dieß bedeutungsvolle διψῶν παύσεται nicht wie hier, sondern: er hört auf zu trinken, zu übersetzen, oder vielmehr zu paraphrasiren pflegt. Warum soll aber der Deutsche Kyros nicht eben so naiv sprechen, als der Griechische?

**) Cyrop. I. Cap. 3. 15 seq.

Zu Hause, Mutter, antwortete er, bin und gelte ich, unter meinen Gespielen, für den geschicktesten, sowohl im Bogenschießen, als im Pfeilwerfen: hier aber, weiß ich recht wohl, daß ich unter denen meines Alters, im Reiten der schlechteste bin; und das, mußt du wissen, Mutter, verdreußt mich sehr. Wenn du mich aber hier lässest, und ich habe reiten gelernt, so denke ich, bey meiner Rückkunft in Persien, jene guten Fußvölker dort leicht zu übertreffen: und komme ich dann einmal hierher zu den Medern; so werde ich mich bemühen, als der vorzüglichste unter den guten Reitern, dem Großvater im Kriege beizustehen.

Aber mein Kind, versetzte die Mutter, wie willst du hier die Rechte lernen, da deine Lehrer dort sind?

O Mutter, die versteh' ich auf ein Haar.

Bist du dessen so gewiß? fragte Mandane.

Ja! weil der Lehrer mich als einen, der die Rechte schon völlig versteht, auch über die andern zum Richter setzte. Auch hab' ich nur einmal, einer Sache wegen, Schläge bekommen, weil ich nicht recht geurtheilt hatte. Die Sache war folgende: ein großer Knabe, der einen kleinen Rock hatte, hatte einem kleinen Knaben, der

einen

einen großen Rock trug, denselben ausgezogen, ihm den seinigen, und sich des Knaben Rock angelegt. Da ich diesen nun das Urtheil sprechen sollte, erkannte ich: es sey für beide besser, daß ein jeder den ihm passenden Rock behalte. Hierüber aber schlug mich der Lehrer. Wenn ich, sagte er, zum Richter über das Schickliche angestellt wäre, dann hätte ich so urtheilen müssen: Da ich aber entscheiden sollen, wem von beyden der Rock zugehöre; so hätte ich, sagte er, darauf sehen müssen, wer der rechtmäßige Besitzer sey: ob der, welcher ihn durch gewaltsame Beraubung an sich gebracht, oder der, welcher ihn selbst gemacht, oder durch Kauf erworben habe? Das gesetzmäßige, fügte er dann noch hinzu, sey recht, das gesetzwidrige aber gewaltthätig: der Richter müsse deshalb stets nach den Gesetzen das Urtheil sprechen. Auf solche Weise, Mutter, weiß ich dir ganz genau, was recht ist, und fehlte mir noch etwas, so wird michs mein Großvater hier schon hinzulehren.

4.

Gebet und Vertrauen zu Gott. *)

Kyaxares, Sohn und Nachfolger des Königs Astyages, ward von den Assyriern und vielen an-

*) Cyrop. I. Cap. 6, §. 3 seq.

andern Feinden mit einem fürchterlichen Kriege bedroht. Er schickte deshalb nach Persien, an den Staat und an den König Kambyses, den Gemahl seiner Schwester, um Beistand zu bitten, und ließ zugleich den Kyros, der nun schon zu männlichen Jahren gekommen war, ersuchen, daß er, woferne ihm die Hülfstruppen bewilliget würden, sich um das Commando über dieselben bewerben möchte. Das Gesuch des Kyaxares in Ansehung der Hülfstruppen ward zugestanden, und auch Kyros zum Anführer derselben erwählt. Beym Abmarsche begleitete diesen sein Vater Kambyses. Er sprach mit ihm von den Eigenschaften eines guten Feldherrn; von den nöthigen Vorsichtigkeits- und Klugheitsregeln, von den glücklichen Vorbedeutungen, wodurch ihm die Götter ihren Beifall kund gethan hätten; und ermahnte ihn, sich nicht durch Wahrsager und Zeichendeuter täuschen zu lassen; sondern mit eignen Augen zu sehen, mit eignen Ohren zu hören, und seinen eigenen Verstand zu gebrauchen; vor allen Dingen aber dem deutlich erkannten Rathe und Willen der Götter stets zu folgen. *) —

Ja gewiß, Vater! sagte Kyros, ich werde deiner Anweisung gemäß, stets nach bestem Vermögen,

*) So weit habe ich mir nach dem Xenophon erzählt; jetzt folgen seine eigenen Worte.

mögen, alles thun, damit die Götter uns gnädig, und uns beyzustehen geneigt seyn. Ich erinnere mich auch noch, einst von dir gehört zu haben, daß billigerweise derjenige, sowohl bei Göttern, als bei Menschen, am meisten ausrichte, der nicht blos in der Noth ihnen schmeichelt, sondern im besten Wohlergehen der Götter auch am meisten gedenkt. Auf gleiche Weise, sagtest du, müsse man sich auch gegen Freunde betragen.

Nahest du dich nicht jetzt, mein Sohn, jener frommen Bestrebungen wegen, weit freudiger mit deinem Gebete zu den Göttern? Hoffest du nicht eben deshalb so sicher auf die Erhörung deiner Gebete, weil du dir bewußt zu seyn glaubst, die Götter niemals vernachläßigt zu haben?

Ja wohl, mein Vater! ich stehe ja in dem Verhältnisse eines Freundes zu den Göttern.

Wie aber, mein Sohn, erinnerst du dich wohl dessen, was wir einst vestsetzten? daß unterrichtete Menschen das, was die Götter in unser Vermögen stellten, besser ausrichten, als ununterrichtete, Thätige mehr beschaffen, als Träge, und Vorsichtige sicherer leben, als Unvorsichtige? eben so glaubten wir, müsse man sich erst gebührend vorbereiten, und dann Gutes von den Göttern bitten.

Ja! sehr wohl erinnere ich mich, dieß von dir gehört zu haben. Es war auch nicht möglich, dieser Vorstellung zu widerstehen. Ich weiß auch noch, daß du hinzusetztest, es sey auch nicht recht, wenn jemand, im Reiten ungeübt, die Götter um Sieg über geübte Reiter; oder im Gebrauche des Bogens unerfahren, um die Ueberwindung geschickter Bogenschützen; oder des Steurens nicht kundig, um die Erhaltung eines Schiffes, dessen Steuer er führte; oder ohne Saamen ausgestreut zu haben, um eine gesegnete Erndte; ohne Vorsichtigkeit im Kriege, um die Erhaltung des Lebens flehen wollte. Denn alles dieses streite gegen die göttlichen Naturgesetze. Wer aber um etwas den göttlichen Naturgesetzen widerstreitendes flehe, der, sagtest du, werde mit Recht, eben so wenig von den Göttern erhört, als wer von Menschen gesetzwidrige Dinge bäte.

5.

Wodurch soll sich der Regent von seinen Unterthanen unterscheiden? *)

Das hast du wohl vergessen, mein Sohn, was ich und du einst bemerkten? es gebe schon genug

*) Cyrop. I. Cap. 6, §. 7—9.

zu thun, und sey aller Ehren werth, wenn jemand es dahin zu bringen vermögte, daß er selbst für einen Mann von bewährter Redlichkeit und Tugend gehalten würde, und für sich sowohl als für seine Familie mit allen Lebensbedürfnissen hinlänglich versehen wäre? War aber dieß schon etwas großes, um so größer und bewunderungswerther schien uns die Geschicklichkeit, andern Menschen so vorzustehen, daß sie mit allen Bedürfnissen überflüssig versehen wären, und alle ihre Pflichten beobachteten.

Freilich, mein Vater! antwortete Kyros, recht wohl erinnere ich mich, daß du dieß sagtest. Auch ich war überzeugt, daß es ein äusserst schweres Geschäfte sey, löblich zu regieren; auch jetzt noch bin ich derselben Meynung, wenn ich das Regieren an sich selbst betrachte. Wenn ich indessen meinen Blick auf andere Regenten richte, und bedenke, wie sie sich in der Wirklichkeit finden, und was für Leute das sind, die wir zu unsern Gegnern haben werden, dann scheint es mir eine wahre Schande zu seyn, solche Menschen zu scheuen, und ihnen im Kampfe nicht die Spitze bieten zu wollen, Menschen, die — um sogleich von diesen unsern Freunden (den Mediern) anzufangen — offenbar in dem Wahne stehen, der Regent müsse sich durch eine kostbarere Tafel, durch eine größere Menge Goldes in seinem Pallaste, durch längeres Schlafen, und überhaupt

durch

durch ein sorgenfreieres Leben von seinen Unterthanen unterscheiden. Ich hingegen bin der Meynung, daß der Regent, nicht durch müßiges Wohlleben, sondern durch Fürsorge und Thätigkeit sich vor seinen Unterthanen auszeichnen müsse.

6.

Das beste Mittel, Untergebenen eifrigen Gehorsam und Liebe einzuflößen. *)

Fortsetzung.

Kyros. Um den Leuten Lust und Eifer einzuflößen, scheint mir nichts so geschickt, als das Vermögen, ihnen gute Hoffnungen beizubringen.

Kambyses. Aber, mein Sohn, das ist eben so, als wenn jemand die Hunde auf der Jagd beständig so aufriefe, als wenn er ein Wild im Gesicht hätte. Anfangs freilich werden sie ihm sehr munter gehorchen; hat er sie aber schon mehrmals getäuscht, so werden sie ihm endlich auch dann, wenn er bei wirklicher Erblikkung ei-

*) Cyrop. I. cap. 6. §. 19 seq.

nes Wildes rufet, nicht gehorchen. So auch mit den Hoffnungen. Wer mehrmalen durch Erregung guter Erwartungen täuschte, der wird zuletzt, auch wann er gegründete Hoffnungen verspricht, nicht überzeugen. Darum, mein Sohn, muß man sich vorsehen, selbst etwas zu sagen, was man nicht sicher weiß: andere mögen bisweilen durch solche Versicherungen das nämliche ausrichten: *) sein eignes Wort aber muß man für die größten Gefahren, möglichst in Credit erhalten.

Kyros. Ja wahrlich, Vater, deine Erinnerung scheint mir sehr richtig, und es ist mir so auch lieber. Wie man die Leute aber folgsam macht, das glaub' ich schon zu verstehen. Denn du hast mich gleich von Kindheit auf darin unterrichtet, indem du mich zum Gehorsam gegen dich anhieltest, und hernach mich Lehrern übergabst, die ein gleiches thaten. Als ich unter den Jünglingen war, hielt der Vorsteher ebenfalls sehr strenge darauf: und die mehrsten Gesetze

*) Was nämlich der Regent, oder Oberbefehlshaber zur Absicht hat. So sehr sich übrigens diese Maxime der Politik zu empfehlen scheint, und so allgemein üblich sie auch seyn mag; so kann doch die Moral sie durchaus nicht billigen: und wenn man nicht bloß auf den gegenwärtigen Augenblick sieht, möchte sie selbst vor einer geläuterten Politik schwerlich bestehen können.

setze scheinen mir hauptsächlich diese zwei Stükke zu lehren: befehlen und gehorchen. Wenn ich nun hierüber nachdenke, so glaube ich aus allem zu sehen, daß es keinen stärkern Antrieb zum Gehorsam gebe, als daß man den Gehorsamen lobe und ehre, den Ungehorsamen aber zurücksetze und bestrafe.

Kambyses. Ja! mein Sohn, zum erzwungenen Gehorsam ist dieß freilich der Weg, allein zu einem weit vorzüglicheren, dem freiwilligen Gehorsam, giebt es einen andern noch kürzeren Weg. Wem die Leute es zutrauen, daß er sich auf ihren Vortheil besser verstehe, als sie selbst, dem gehorchen sie mit der größten Freude. Daß dieß sich so verhalte, kannst du, außer vielen andern, auch an den Kranken sehen: wie bereitwillig lassen sie nicht Aerzte rufen, die ihnen Verhaltungsbefehle ertheilen? und die Schiffsleute auf dem Meere, wie willig gehorchen sie nicht dem Steuermanne? und Reisende, wie ungerne verlassen sie nicht diejenigen, denen sie eine bessere Kenntniß der Wege, als sich selber zutrauen? Woferne sie aber durch ihre Folgsamkeit Schaden zu leiden glauben; so lassen sie sich überall nicht, weder durch Strafen bewegen, noch durch Geschenke ermuntern: denn auch Geschenke nimmt keiner gern zu seinem eigenen Schaden.

Kyros. Du willst sagen, Vater, um die Untergebenen zum Gehorsam zu bringen, sey

nichts wirksamer, als das Ansehen überlegener Klugheit.

Kambyses. Ganz recht.

Kyros. Und wie könnte man sich ein solches Ansehen wohl am ersten verschaffen?

Kambyses. Es giebt keinen kürzern Weg, mein Sohn, als, in den Dingen, worin du für klug zu gelten wünschest, es wirklich zu werden. Betrachte es im einzelnen, und du wirst finden, daß ich recht habe. Wolltest du z. B. für einen geschickten Landmann, Reiter, Arzt, Flötenspieler, oder sonst wofür angesehen seyn, was du nicht bist: denke! wieviel Anstalten du des Anscheines wegen machen müßtest! Und gesetzt auch, du vermögtest, um Ruf zu bekommen, viele dahin, daß sie dich lobten; du schafftest für jede dieser Künste die trefflichsten Werkzeuge an: so wärest du denn doch ein Betrüger, würdest auch bald, bei Ablegung der ersten Probe, überführt werden, und dazu als ein eitler Prahler erscheinen.

Kyros. Aber wirklich klug auf seinen Vortheil, wodurch wird man das?

Kambyses. Offenbar dadurch, mein Sohn, daß man alles lernt, was sich lernen läßt; so

wie du die Taktik gelernt hast: — — dann wirst du allemal klüger als andere (ununterrichtete) seyn. Und was dir als besser einleuchtet, das laß sorgfältig ausführen. Wer das nöthige besorgt, der ist ein klügerer Mann, als wer es vernachläßiget. — Um aber von den Unterthanen geliebt zu werden; — welches ich zu den wichtigsten Dingen rechne — muß man sich offenbar derselben Mittel bedienen, wodurch man sich die Liebe seiner Freunde zu erwerben sucht. Man muß sich ihnen als einen gutthätigen Mann erweisen. Dieß aber, mein Sohn, hält schwer, allezeit nach seinem Wunsche wohlthun zu können. Allein theilnehmende Freude sehen lassen, wenn ihnen etwas Gutes, und Mitleid, wenn ihnen etwas Böses widerfähret; mit Bereitwilligkeit ihnen in ihren Verlegenheiten beistehen; für sie Sorge tragen, daß sie keine Fehltritte thun; und darauf bedacht seyn, daß ihnen kein Unfall begegne: dieß sind die Mittel, wodurch man sie sich vorzüglich verbinden muß.

Und was die Geschäfte betrifft; so muß der Regent, vor aller Augen, im Sommer die meiste Hitze, im Winter die meiste Kälte, und bei nothwendigen Mühseligkeiten die schwersten Arbeiten übernehmen. Denn alles dieses trägt dazu bei, die Liebe der Unterthanen zu gewinnen.

Kyros. Du behauptest also, mein Vater, daß der Regent auch gegen alles abgehärteter seyn müsse, als die Unterthanen?

Kambyses. Freilich behaupte ich das. Indeß, sey gutes Muths, mein Sohn. Wisse, daß die nämlichen Beschwerden, den Regenten und den Privatmann, auch bei gleicher Leibesbeschaffenheit, nicht auf gleiche Weise angreifen: sondern die Ehre, und das Bewußtseyn, daß das, was er thut, nicht verborgen bleibe, erleichtern dem Regenten die Beschwerden. *)

7.

Panthea,

oder

die Gewalt der Liebe, und das sicherste Mittel, sich dagegen zu verwahren. Die zwei Seelen. **)

Kyros hatte die Assyrier geschlagen, und viele Beute gemacht. Bei Vertheilung derselben war ihm

*) Daß ιδιωτης hier eigentlich einen gemeinen Soldaten, und αρχων einen Feldherrn bedeute, ist mir wohl bekannt: ich wählte aber mit Fleiß die weitere Bedeutung, weil das, was Xenophon hier in dem bestimm-

**) Cyrop. V. cap. 1 seq.

ihm das schönste Gezelt, und Panthea, die schönste unter allen Weibern Asiens, zu Theil worden. Sie war die Gemahlin des Abradatas, Königs von Susa. Dieser war damals, als das Assyrische Heer in Gefangenschaft gerieth, nicht bei der Armee, sondern als Gesandter des Assyrers, zum Könige der Baktrier, mit dem er in Gastfreundschaft lebte, abgegangen, um Hülfstruppen von ihm zu erbitten. Kyros ließ nun den Araspas, einen Medier, der von Kindheit auf sein Freund gewesen war, zu sich kommen, und befahl ihm, die Frau nebst dem Zelte in Verwahrung zu halten, bis er selbst sie zu sich nehmen würde.

Hast du, fragte Araspas, als er den Befehl erhielt, die Frau gesehen, Kyros, die du mir zu bewachen befiehlst?

Wahrlich nein! antwortete Kyros, ich nicht.

Aber Ich, sagte jener, als ich sie dir auswählte. Anfangs zwar, als wir in ihr Gezelt traten,

bestimmtern Falle sagt, gewiß auch im Allgemeinen richtig und anwendbar ist. Bei einem bloßen Fragmente, und bei meinem Zwekke, glaubte ich mir diese Freiheit, wodurch die hier vorgetragene Warheit der größern Zahl meiner Leser näher gebracht wird, wohl erlauben zu dürfen.

traten, konnten wir sie nicht auskennen: denn sie saß an der Erde, und ihre Bediente um sie her, auch war sie mit diesen gleich gekleidet. Da wir aber, um zu erfahren, welche die Gebieterin wäre, alle der Reihe nach ansahen, zeichnete sie sich, auf den ersten Blick, vor allen andern aus, ungeachtet sie saß, und verhüllt auf die Erde sah. Als wir sie aufstehen hießen, standen zwar alle um sie mit auf; hier aber zeichnete sie sich, erstlich durch ihre Größe, dann durch Würde und Anstand aus, wiewohl sie nur mit einem ärmlichen Gewande bekleidet war. Auch sah man ihre Thränen auf das Gewand und die Füße niedertröpfeln. Wie nun der Aelteste unter uns sagte: sey getrosten Muthes, liebe Frau! Wir hören zwar, daß auch dein Gemahl schön und brav ist; allein jetzt wählen wir dich einem Manne aus, der jenem gewiß, weder an Gestalt, noch an Verstand oder Macht nachstehet. Im Gegentheil, wenn irgend ein Mann Bewunderung verdient; so ist dieß, unsers Bedünkens, Kyros, und dem wirst du von nun an zugehören. Wie die Frau dieß hörte, zerriß sie ihr Obergewand, hob an jämmerlich zu klagen, und ihre Zofen weinten laut mit ihr. Hier nun ward der größte Theil ihres Antlitzes sichtbar, so wie auch der Hals und die Arme: und wisse, Kyros! so wie mich dünkte und alle übrigen, die sie sahen, ist und war noch nie in ganz Asien

ein

ein solches Weib von einer Sterblichen geboren. Doch! du wirst sie allerdings selbst sehen.

Nein wahrlich, sagte Kyros, um so weniger, wenn sie so ist, wie du sie beschreibst.

Weshalb denn? fragte der Jüngling.

Deshalb, sagte Kyros, weil ich fürchte, daß, wenn ich jetzt, bei wenig Musse, durch deinen Bericht von ihrer Schönheit mich bereden lasse, des Anschauens wegen zu ihr zu gehen, sie selbst mich hernach weit schneller noch verführen mögte, wiederzukommen, um sie anzuschauen; so daß ich endlich wohl gar, mit Verabsäumung der mir obliegenden Geschäfte, dasitzen, und sie anschauen würde.

Laut auflachend versetzte der Jüngling: glaubst du denn, Kyros, daß eine menschliche Schönheit jemanden wider seinen Willen zwingen könne, etwas zu thun, was nicht taugt? Ja, brächte dieß ihre Natur so mit sich, dann würde sie alle auf gleiche Weise zwingen. Du siehst, wie das Feuer alle ohne Unterschied brennt; denn das liegt in der Natur desselben. Von den Schönen hingegen werden einige geliebt, andere nicht: die eine von diesem, die andere von jenem. Denn die Liebe ist etwas willkührliches: ein jeder liebt die, welche er will. So

verliebt

verliebt sich z. B. ein Bruder nicht in seine Schwester; ein anderer liebt sie: ein Vater verliebt sich nicht in seine Tochter, ein anderer ist ihr Liebhaber; denn Furcht und das Gesetz sind hinreichend, der Liebe zu wehren. Würde hingegen auch durch ein Gesetz befohlen, nicht zu hungern, wenn man nicht ißt, nicht zu dursten, wenn man nicht trinkt, oder im Winter nicht zu frieren, im Sommer nicht warm zu seyn: so würde doch kein Gesetz die Menschen dahin bringen können, hierin zu gehorchen: denn sie sind ihrer Natur nach diesen Dingen unterworfen. Das Lieben aber ist willkührlich: ein jeder wählt sich den zum Gegenstande seiner Liebe, der für ihn paßt, so wie Kleider und Schuhe.

Warum kann man denn, wenn das Lieben willkührlich ist, versetzte Kyros, nicht auch aufhören, wann man will? Ja! ich habe Menschen gesehen, die vor Liebeskummer sogar weinten, und ihren Geliebten Sklavendienste leisteten; sie, die vor ihrer Liebe die Sklaverei für ein großes Unglück hielten: und daß sie vieles weggaben, was sie nicht wohl entbehren konnten; daß sie von ihrer Liebe wie von einer Krankheit freizukommen wünschten, und sich doch nicht losmachen konnten, sondern mit noch stärkern als eisernen Banden gefesselt waren. So übergeben sie sich ihren Geliebten, leisten ihnen viele vergebliche Dienste, und ungeachtet sie großes Un-

gemach

gemach erdulden, versuchen sie es auch nicht einmal, zu entfliehen; sondern hüten selbst die Geliebten, damit ihnen diese nicht etwa entlaufen.

Freilich giebt es deren, erwiederte der Jüngling: allein das sind auch elende Schwächlinge. Eben daher, glaube ich, wünschen sie auch immer, als Unglückliche, zu sterben, wiewohl sie aber auf tausendfache Weise sich des Lebens entledigen könnten, thun sie es doch nicht. Eben diese gehen auch aufs Stehlen aus, und enthalten sich nicht fremden Gutes. Aber siehe! wenn sie etwas geraubt, oder heimlich entwandt haben, bist du da nicht der Erste, der den Dieb und den Räuber beschuldigt, daß das Stehlen nicht nöthig gewesen? Bestrafst du sie nicht ohne Nachsicht? So zwingen auch die Schönen keinen Menschen, sie zu lieben, oder nach verbotenen Dingen zu trachten. Ja! schlechte Menschen lassen nur allen Begierden die Zügel schiessen, und klagen hernach die Liebesgötter an. Brave und Tugendhafte hingegen, wiewohl auch sie nach Gold, nach guten Rossen und schönen Weibern Verlangen fühlen, wissen sich gleichwohl aller dieser Dinge zu enthalten, so daß sie sich nicht widerrechtlich an ihnen vergreifen. Ich selbst, ungeachtet ich diese Frau gesehen habe, bin gleichwohl bei dir, reite und verrichte alle meine übrigen Geschäfte.

Ja, versetzte Kyros, vielleicht gingst du auch schneller, und vor der Zeit weg, in der die Liebe, natürlicher Weise den Menschen zu bestricken pflegt. Wer ins Feuer greift, wird auch nicht sogleich verbrannt, und das Holz geräth nicht sogleich in Flammen; dessen ungeachtet werde ich doch, von freien Stücken, weder ins Feuer greifen, noch die Schönen ansehen. Auch dir, Araspas, rathe ich es nicht, deine Augen lange auf den Schönen verweilen zu lassen. Das Feuer brennt doch nur die, welche es berühren; die Schönen aber entzünden auch den, der sie aus der Ferne betrachtet, dergestalt, daß er vor Liebe entbrennt.

Sey unbesorgt, mein Kyros, und wenn ich sie auch unaufhörlich beschaute, dennoch würde ich keinesweges so sehr hingerissen werden, daß ich etwas Unrechtes thäte.

Vortrefflich! sagte Kyros; so bewache sie denn, ich befehle sie deiner Fürsorge. Vielleicht, daß diese Frau uns noch sehr nützlich werden kann.

Nach diesen Worten gingen sie damals auseinander. Der Jüngling aber, der die außerordentlich schöne Frau stets vor Augen hatte, zugleich auch ihre edle Denkungsart bemerkte, dabei sie bediente, und ihr gefällig zu seyn glaubte,

auch

auch fand, daß sie nicht undankbar war; sondern durch ihre Bediente gleichfalls dafür sorgte, daß er, bei seinen Besuchen, alles, dessen er bedurfte, vorfinden, und wenn er einmal krank war, an keinem Stücke Mangel leiden mögte, ward durch dieß alles, von der Liebe gefangen: und es wiederfuhr ihm damit eben nichts wunderbares. — Araspas, (so fährt Xenophon, nach einer langen Unterbrechung, fort, *) von der heftigsten Liebe zu dieser Frau entbrannt, fühlte sich gedrungen, um die höchsten Gunstbezeugungen bei ihr anzusuchen. Sie wies' ihn aber ab, und blieb ihrem, obgleich abwesenden, Gemahle treu — denn sie liebte ihn aufs zärtlichste: — jedoch klagte sie, abgeneigt, Freunde gegen einander aufzubringen, den Araspas nicht beim Kyros an. Als aber Araspas, in der Meynung, es werde zur Erreichung seiner Absicht dienen, ihr drohte, woferne sie nicht mit Güte sich ergeben wollte, sie wider Willen zu zwingen, da verhehlte sie es, aus Furcht vor Gewaltthätigkeit, nicht länger, sondern sandte ihren Kämmerling **) an den Kyros, mit dem Auftrage, ihm

*) Cyrop. VI. Cap. 1, §. 31 seq.

**) Ich habe hier mit Fleiß das fast veraltete Wort, statt des neuern, Kammerherr oder Kammerdiener, gebraucht, weil die Nebenbedeutung des griechischen Wortes, (ευνεχος) bei unsern heutigen Kammerherrn bekanntlich nicht Statt findet.

ihm alles zu entdecken. Als dieser das hörte, schickte er, laut lachend über ihn, der über die Gewalt der Liebe erhaben zu seyn behauptet hatte, den Artabazos nebst dem Kämmerling an den Araspas; mit dem Befehle, einer solchen Frau keine Gewalt zu thun; vermögte er sie aber zu bereden, ließ er sagen, so wolle er's ihm nicht verwehren. Als Artabazos zum Araspas kam, machte er ihm Vorwürfe, nannte die Frau ein ihm anvertrautes Pfand, und beschuldigte ihn der Gottesvergessenheit, der Ungerechtigkeit und Unenthaltsamkeit; so daß Araspas vor Kummer viele Thränen vergoß, vor Scham fast in die Erde sank, und vor Furcht, auch vom Kyros bestraft zu werden, ganz wie vernichtet war. Kyros, hievon benachrichtet, ließ ihn zu sich rufen, und sagte ihm, bei Seite:

Ich sehe, Araspas, daß du aus Furcht vor mir, und vor Scham, äußerst unglücklich bist. Halt nun ein damit! denn ich höre, daß selbst Götter, von der Liebe besiegt werden, und ich weiß, wieviel die Menschen, auch die, welche im Rufe der größten Weisheit standen, von der Liebe erlitten haben: ich selbst bin mir bewußt, daß ich nicht standhaft genug seyn würde, um, im Umgange mit den Schönen, gleichgültig gegen sie zu bleiben: und an diesem deinem Unfalle bin ich ja selber schuld: denn ich habe dich in diesen zu bösen Handel verwickelt.

Ja,

Ja du, mein Kyros, hob hier Araspas an, du bist dir auch hierin gleich, so wie immer, sanftmüthig und nachsichtig gegen menschliche Fehltritte. Mich überhäufen auch die andern Menschen mit Kummer: denn so wie sich das Gerücht von meinem Unfalle verbreitete, frohlockten meine Feinde über mich, und meine Freunde kamen nur, mir zur Flucht zu rathen, um nicht auch von dir, den ich so gröblich beleidigt habe, ein Uebel zu leiden.

Weißt du wohl Araspas, versetzte Kyros, daß du, durch diese Vermuthung der Leute, im Stande bist, mir einen außerordentlichen Gefallen, und den Bundesgenossen einen großen Dienst zu erweisen?

Mögte sich doch eine Gelegenheit für mich darbieten, rief Araspas, dir wieder nützlich zu werden!

Wenn du, sagte Kyros, unter dem Vorwande, vor mir zu fliehen, zu den Feinden übergehen wolltest; so, denke ich, würdest du jetzt wohl Glauben bei ihnen finden.

Ja gewiß, erwiederte Araspas, ich bin es auch von den Freunden gewiß, daß ich sie zu dem Gerede veranlassen würde, als wär ich vor dir geflohen.

Du kämest dann wieder zu uns, sagte Kyros, von allen Angelegenheiten der Feinde unterrichtet; denn, ich stelle mir vor, sie würden, weil sie dir trauten, dich auch an allen ihren Unterredungen und Berathschlagungen Theil nehmen lassen; so daß dir auch nicht das mindeste von allem, was wir wissen wollen, entgienge.

So mache ich mich denn gleich jetzt auf den Weg: auch dieß wird ihnen ein Grund seyn, mir zu trauen, wenn es den Schein hat, als sey ich der von dir gedrohten Strafe entflohen.

Wirst du aber auch, fragte Kyros, die schöne Panthea verlassen können?

Ja, mein Kyros, erwiederte er, denn ich habe offenbar zwei Seelen. Diese Weisheitslehre hat mir jetzt der arge Sophist, die Liebe, gegeben. Denn hätte ich nur Eine Seele, so könnte sie doch nicht zugleich gut und böse seyn, nicht zugleich nach edlen und nach schändlichen Dingen trachten, und zugleich dieselbe Sache wollen und nicht wollen. Ja, es sind offenbar ihrer zwei Seelen. Wenn die gute obsieget, so verrichtet sie edle Thaten; herrscht aber die böse, so trachtet sie nach schändlichen Dingen. Jetzt aber, da sie dich zum Beistande erhalten, hat die gute Seele bei weiten das Uebergewicht.

Aras-

Araspas nahm also seine treusten Diener zu sich, sagte einigen von ihnen, was ihm zu seiner Absicht dienlich dünkte, und gieng ab. Wie Panthea die Abreise des Araspas erfuhr, schickte sie zum Kyros, und ließ ihm sagen: Laß dir's nicht Leid seyn, Kyros, daß Araspas zu den Feinden übergegangen ist. Wenn du mir erlaubst, zu meinem Gemahle zu schicken, so verbürge ich dir, daß du an ihm einen weit treuern Freund, als an dem Araspas haben wirst, und ich bin überzeugt, er wird sich mit soviel Mannschaft, als ihm möglich ist, bei dir einstellen. Der Vater des jetzigen Monarchen zwar war sein Freund, der gegenwärtige Monarch aber versuchte einst sogar, mich und meinen Gemahl von einander zu trennen. Da mein Gemahl ihn also, als einen ausschweifenden Wollüstling betrachtet, so bin ich überzeugt, daß er mit Freuden zu einem Manne, wie du bist, übergehen wird. Wie Kyros dieß hörte, erlaubte er ihr zu ihrem Gemahle zu schicken. Sie schickte also zu ihm. Wie Abradatas die Zeichen von seiner Gemahlin erkannte, und die übrigen Umstände erfuhr, begab er sich mit Freuden in Gesellschaft von fast 2000 Reitern zum Kyros. Bei seiner Ankunft an die Persischen Wachen sandte er Nachricht an den Kyros, wer er sey. Kyros befahl, ihn sogleich zu seiner Gemahlin zu führen. Wie Abradatas und seine Gemahlin einander ansichtig wurden, fielen sie sich mit der über ein so un-

verhofftes Glück natürlichen Freude einander in die Arme. Panthea erzählte darauf, wieviel Gewissenhaftigkeit, Mäßigung und Mitleid ihr Kyros bewiesen. — Was kann ich thun, meine Panthea, rief Abradatas, wie er dieß hörte, um dem Kyros seine dir und mir erzeugte Gnade zu vergelten? — Was sonst, erwiederte sie, als daß du dich bemühest, ihm das zu seyn, was er dir war! — Abradatas gieng dann zum Kyros, ergriff, wie er ihn sah, seine rechte Hand, und sagte: ich weiß dir, Kyros, für deine uns erwiesenen Gnadenbezeugungen nichts bessers zu sagen, als daß ich mich dir zum Freunde, zum Diener und zum Streitgenossen gebe: und in allem, was ich dich unternehmen sehe, werde ich mich bestreben, dir nach besten Kräften behülflich zu seyn.

Ich nehm' es an, sagte Kyros, jetzt aber entlaß ich dich, mit deiner Gemahlin dein Mahl einzunehmen. Hernach wirst du zu deinen und meinen Freunden dich ins Zelt begeben.

Als Abradatas in der Folge bemerkte, daß Kyros viel auf Sichelwagen so wie auf bepanzerte Rosse und Reiter hielt, suchte er ihm aus seiner Reiterei gegen 100 solcher Wagen beizubringen, und rüstete sich selbst als ihren Anführer auf einem besondern Wagen, der mit vier

Deichseln versehen und zu acht Rossen eingerichtet war. — —

Als nicht gar lange hierauf ein Treffen nahe bevorstand, und Kyros allen seinen Truppen ihren Platz angewiesen hatte, sagte Abradatas, der König der Suser *):

Ich, Kyros, ich stellte mich gern mit meinen 100 Wagen an die Spitze, dem feindlichen Heere gegenüber, wenn's dir nicht anders beliebt. — Kyros gab ihm mit Beifallsbezeugungen seine rechte Hand und fragte die Persischen Anführer der andern Wagen: Werdet auch ihr dieß zugeben? — Wie diese antworteten: daß es ihnen nicht zur Ehre gereichen würde, solches einzugestehen, ließ er das Loos über sie entscheiden, und Abradatas erhielt durch das Loos, wozu er sich anheischig gemacht hatte. Er kam gegen die Aegypter über zu stehen. — — (Am folgenden Tage zeigte sich das ganze Heer im schönsten Schmucke und in den prächtigsten Waffenrüstungen. Alles schimmerte und glänzte von Erz und von Scharlach.) Auch der vierdeichsligte Wagen und die 8 Rosse des Abradatas waren prächtig geschmückt. Als er den leinenen Brustharnisch, der bei den Susern einheimisch

*) Cyrop. VI. Cap. 3. §. 35. 36. Cap. IV. §. 2 seq.

misch war, überziehen wollte, brachte ihm Panthea einen goldenen Helm, Armrüstungen und breite Armbänder um die Handgelenke, so wie auch ein purpurnes bis auf die Füße niedergehendes, unten gefaltetes Panzerhemd, und einen hyacinthfarbigen Helmbusch. Dieß hatte sie ohne Wissen ihres Gemahls, nach dem Maaße seiner Waffenrüstung machen lassen. Wie er dieß sah, erstaunte er, und fragte die Panthea: Gewiß, liebes Weib, hast du deinen Schmuck zerschlagen, und mir diese Waffenrüstung daraus verfertigen lassen?

Wahrlich doch nicht den kostbarsten Schmuck, erwiederte Panthea, denn du wirst, wofern du auch den andern so erscheinest, als mir, mein größter Schmuck seyn. Hiermit legte sie ihm die Rüstung an, und suchte ihm zu verbergen, daß sie weinte; allein die Thränen flossen von ihren Wangen nieder. Abradatas, der vorhin schon sehenswürdig war, erschien in dieser Rüstung als der schönste und edelste Mann, wie er auch schon von Natur war. Er nahm von dem Unterfuhrmann die Zügel, und wollte schon auf den Wagen steigen, da hieß Panthea alle Umstehenden sich entfernen, und sagte: Lieber Abradatas! wenn je eine Frau ihren Gemahl höher als ihr eignes Leben schätzte, so, hoffe ich, wirst du überzeugt seyn, daß auch ich es thue. Was soll ich einzelne Beweise aufzählen! meine

Hand-

Handlungen, denke ich, werden dir überzeugen-der, als meine jetzigen Versicherungen seyn. Wiewohl ich nun so gegen dich gesinnt bin, wie du weißt, so beschwöre ich es dir doch, bei deiner und meiner Liebe, daß ich lieber mit dir, wann du dich als einen braven Mann bewiesen hast, begraben werden, als mit einem verachteten Manne selbst verachtet leben will. Bisher habe ich dich und mich selbst werth geachtet, unter die Edelsten gezählet zu werden. Auch dem Kyros, glaube ich, sind wir großen Dank dafür schuldig, daß er mich, eine Gefangene, und für ihn Auserwählte, weder als eine Sklavin, noch als eine Freie unter einem unehrlichen Titel besitzen wollte. Er bewachte mich dir, als hätt' er die Gemahlin seines Bruders erhalten. Als hierauf Araspas, der die Aufsicht über mich hatte, von ihm abfiel, habe ich ihm versprochen, wenn er mir erlaubte, nach dir zu schicken; so würde er an dir einen weit treuern und bessern Freund, als am Araspas haben. — Dieß sagte sie. Abradatas, höchstentzückt über ihre Worte, blickte, ihr Haupt berührend, gen Himmel auf, und betete: Verleihe mir, höchstes Wesen! als ein der Panthea würdiger Mann, und auch als ein des Kyros, der uns so ehrenvoll behandelt hat, würdiger Freund zu erscheinen! Nach diesen Worten stieg er durch die Wagenthür auf den Wagen. Als er aufgestiegen war, und der Unterfuhrmann die Thür geschlossen hatte, faß-

te Panthea, die ihren Gemahl nicht mehr selbst umarmen konnte, den Wagenstuhl. Indem gieng auch schon der Wagen fort. Sie folgte ihm noch heimlich nach, bis Abradatas sie beim Umsehen erblickte und ihr zurief: Getrost! liebe Panthea! lebe wohl, und begieb dich nun zurück! — Hierauf nahmen sie ihre Kämmerlinge und Kammerfrauen und führten sie in ihren Wagen, legten sie auf das Ruhebette, und zogen das Verdeck über sie zu. Ungeachtet Abradatas und sein Streitwagen ein schönes Schauspiel gewährten, hatte doch keiner seine Augen eher auf ihn wenden können, als bis die Panthea abgegangen war. — — —

(Das Treffen ward bald allgemein und sehr hitzig. Auch Abradatas drang, in Begleitung der Seinigen mit solchem Ungestüm in die feindlichen Wagen ein, daß er diese bald zur Flucht brachte, und grade durch sie hin auf das Heer der Aegypter stieß.)

Was *) schon so oft und in so vielen Fällen sich erwiesen hat, daß ein Heer nicht stärker ist, als wenn es aus lauter befreundeten Streitgenossen besteht, zeigte sich auch hier. Denn seine Freunde und Tischgenossen brachen zu-

*) Cyrop. VII. Cap. I. §. 30 — 32. Cap. 3. §. 2 seq.

zugleich mit ihm ein: die übrigen Wagenlenker aber, als sie sahen, daß die Aegypter in dichtgeschlossenen Haufen Stand hielten, beugten ab, und verfolgten die fliehenden Wagen. Abradatas und seine Begleiter warfen, da wo sie eindrängten, die aufrecht stehenden Aegypter, die nicht durchbrochen werden konnten, weil sie an allen Seiten fest standen, durch die Stärke ihrer Rosse zu Boden, und zerquetschten die Fallenden, sie selbst und ihre Waffen, mit den Rossen und Rädern. Was die Sicheln ergriffen, Waffen und Leute, ward alles mit Gewalt zerschnitten. Da in dieser unaussprechlichen Verwirrung, die Räder über die mannigfaltigen Haufen aufschlugen, stürzte Abradatas, nebst andern, die mit ihm eingedrungen waren, von seinem Wagen herunter; und mit Wunden bedeckt fanden diese Helden hier ihren Tod. — —

(Nach einem sehr hartnäckigen und blutigen Gefechte wurden die Aegypter, die an Mannschaft und Waffenrüstung ihnen überlegen waren, endlich, da schon alle übrigen die Flucht ergriffen hatten, durch einen heftigen Angriff des Kyros, der ihnen in den Rücken fiel, überwältiget. Aufs äußerste gebracht, schlossen sie einen Kreis, und erwarteten unter ihren Schilden den Tod. Kyros, von ihrem Heldenmuthe gerührt, foderte sie auf, sich ihm zu ergeben. Sie ergaben sich ihm nur unter den ehrenvoll-

sten Bedingungen, nicht als Gefangene, sondern als seine Freunde).

Am folgenden Tage rief Kyros einigen von seinen anwesenden Dienern: sagt mir, fragte er, hat jemand von euch den Abradatas gesehen? es wundert mich, daß er, der zuvor so ofte zu uns kam, jetzt nirgends zu sehen ist. — Herr, antwortete einer von den Dienern, er lebt nicht mehr, sondern fiel im Gefecht, da er mit seinem Wagen auf die Aegypter eindrängte: die andern, außer seinen Freunden, beugten aus, sagt man, als sie den dichtgeschlossenen Haufen der Aegypter sahen. Und jetzt heißt es, daß seine Gemahlin den Leichnahm aufgenommen, ihn in ihren Leibwagen gelegt, und dort irgendwo nach dem Flusse Paktolos gebracht habe. Auch sollen ihre Kämmerlinge und Bediente auf einem Hügel ein Grab für den Verstorbenen graben, seine Gemahlin aber, sagt man, sitze an der Erde, und schmücke mit allem was sie habe ihren Gemahl, sein Haupt auf ihrem Schoße. — Wie Kyros dieß hörte, schlug er sich auf die Hüfte, schwang sich sogleich auf sein Roß, und sprengte mit 1000 Reitern nach dem Trauerorte. Dem Gadatas und Gobryas trug er auf, soviel als möglich von dem schönsten Schmucke zu nehmen, und solchen für ihren verstorbenen braven Mann und Freund ihm nachzubringen. Und wer Heerden von Rindern und

Rossen

Rossen bei sich hatte, dem befahl er, diese und noch eine Menge andern Viehes dahin zu treiben, wo er hören würde, daß er sich befinde; damit sie auf dem Grabe des Abradatas geopfert würden.

Wie er die Panthea an der Erde sitzend und den Todten da liegen sah, weinte er über den Trauerfall, und sagte: Ach! gute treue Seele, so hast du uns denn verlassen? zugleich ergriff er seine rechte Hand, und die Hand des Todten folgte ihm: denn sie war durch einen Säbel von den Aegyptern abgehauen worden. Dieser Anblick betrübte ihn noch mehr, und die Gemahlin des Verstorbenen brach in lautes Wehklagen aus: sie nahm vom Kyros die Hand des Todten, küßte sie, und fügte sie wieder so gut als möglich an, und sagte: Auch mit dem übrigen, Kyros, ist es dir eben so; aber wozu sollst du es sehen? Und alles dieß, Kyros, weiß ich, hat er vorzüglich meinetwegen, vielleicht nicht minder deinetwegen, erlitten. Denn ich Thörin ermahnte ihn aufs inständigste, sich so zu halten, daß er dir als ein achtungswehrter Freund erscheinen mögte. Er selbst, ich bins versichert, hat nicht sowohl darauf gedacht, was ihm begegnen, als wodurch er dir gefallen könnte. Und nun hat Er zwar ein tadelloses Ende genommen; ich aber, die ihn dazu ermunterte, ich sitze hier noch lebend bei ihm!

Schwei=

Schweigend weinte Kyros eine Weile, dann brach er in die Worte aus: Er, liebe Frau, hat doch gewiß aufs schönste vollendet: denn er ist als Sieger gestorben. Du aber nimm dieß von den meinigen an, und schmücke ihn damit. (Gobryas und Gadatas waren eben mit vielem und schönem Schmucke angekommen) und dann, sagte er, sey versichert, daß er auch im übrigen nicht ungeehrt bleiben soll. Es sind schon mehrere beordert, ein Grabmal, das eurer würdig ist, aufzuführen; auch sollen ihm Todtenopfer gebracht werden, wie sie einem so braven Manne gebühren. Auch du sollst nicht verlassen seyn: ich werde dich deiner Keuschheit so wie deiner übrigen Tugenden wegen in hohen Ehren halten, und jemanden beordern, der dich bringe, wohin dir's beliebt. Eröffne mir nur, wohin du gebracht zu werden verlangst.

Verlaß dich darauf, Kyros, sagte Panthea, ich werd' es dir nicht verhehlen, wohin ich gehen will.

Nach diesen Worten gieng Kyros ab, innigst bedauernd die Frau, daß sie eines solchen Mannes beraubt worden, und den Mann, daß er eine solche Gattin verlassen müssen, sie nicht mehr sehen konnte.

Pan-

Panthea befahl ihren Kämmerlingen, sich hinweg zu begeben, bis sie ihren Gemahl nach Gefallen, werde beklagt hatte: ihrer Kammerfrau aber hieß sie bleiben, und legte ihr auf, wann sie todt seyn würde, sie und ihren Gemahl in Ein Gewand einzuhüllen. Die Kammerfrau bat sie aufs flehentlichste, dieß nicht zu thun: da sie nichts ausrichtete und ihre Gebieterin unwillig werden sah, setzte sie sich hin und weinte. Panthea erstach sich selbst mit einem längst dazu in Bereitschaft gehaltenen Dolche, legte ihr Haupt auf die Brust ihres Gemahls, und starb. Mit lauten Klagen hüllte die Kammerfrau beide ein, so wie Panthea ihr befohlen hatte.

8.

Ermahnung im Guten zu beharren. Warnung vor Müssiggang und Weichlichkeit. *)

Kyros hatte seinen Feldzug gegen die Assyrier glücklich geendigt, den Krösos gefangen, Babylon erobert, und eine Menge Länder unter seine Both-

*) Cyrop. VII. Cap. 5. § 72 seq.

Bothmäßigkeit gebracht. Er dachte sodann auf die Erhaltung seiner Eroberungen, traf zu dem Ende mancherley Anstalten, berief unter andern auch die Persischen Großen, nebst allen, die ihm die würdigsten Genossen seiner Beschwerden und Vortheile zu seyn schienen, und hielt in ihrer Versammlung folgende Rede:

„Freunde und Kampfgenossen! Preiß und Dank den Göttern, daß sie uns das Glück verliehen haben, dessen wir uns werth achteten! wir haben jetzt vieles und gutes Land, und Leute, die uns durch Bearbeitung desselben ernähren können. Wir haben auch Häuser und Hausgeräthe; und keiner von euch wähne hiemit fremdes Eigenthum zu haben: denn es ist in der ganzen Welt, von ewigen Zeiten her, übliche Sitte, daß, bei Eroberung feindlicher Staaten, dem Eroberer sowohl die Leiber als auch die Güter der Einwohner zugehören. Ihr habt das also keinesweges mit Unrecht, was ihr habt: vielmehr nehmet ihr's aus Menschenliebe nicht, wenn ihr ihnen etwas lasset. In Ansehung des Künftigen aber ist dieß meine Meynung: wenn wir uns dem Müssiggange ergeben und dem sorglosen Wohlleben schlechter Menschen, die das Arbeiten für das größte Unglück, und Nichtsthun für Wollust halten; dann, sage ich, werden wir in Kurzem uns selbst wenig werth, und bald aller Güter beraubt werden. Denn daraus, daß einer

ein braver Mann gewesen ist, folgt noch nicht, daß er es beständig bleiben werde, woferne er sich dessen nicht unaufhörlich befleißiget. Gleichwie auch andere Geschicklichkeiten durch Vernachläßigung verringert, und selbst starke Körper, wenn man sie der Trägheit nachhängen läßt, wieder schwach werden; so arten auch Sittsamkeit, Enthaltsamkeit und Tapferkeit, bei unterlassener Uebung wiederum in Schlechtigkeit aus. Wir dürfen daher nicht fahrläßig seyn, oder uns den Vergnügungen des Augenblicks überlassen. Es ist, meines Bedünkens, zwar keine leichte Sache, ein Reich zu erobern, aber noch weit schwerer ist es, das gewonnene zu erhalten. Das Wegnehmen war oft ein Werk der bloßen Kühnheit, die Erhaltung des genommenen aber findet ohne kluge Mäßigung, ohne Enthaltsamkeit und viele Sorgfalt nicht statt. Hievon überzeugt, müssen wir jetzt weit mehr noch die Tugend üben, als vor dem Besitze dieser Güter, eingedenk, daß, je mehr einer hat, desto größer auch die Zahl seiner Neider, Auflaurer und Feinde seyn wird: zumal wenn er, gleich uns, seine Güter und Dienste wider den Willen der Leute erlangte. Wir müssen nun zwar hoffen, daß die Götter mit uns seyn werden: denn wir besitzen dieß, nicht durch widerrechtliche Nachstellungen; wir haben nur gegen uns geschmiedete Anschläge bestraft. Was aber hiernächst das wichtigste ist, müssen wir uns selbst verschaffen, d. h. durch wahre Vorzüge

vor unsern Unterthanen uns der Herrschaft werth machen. An Hitze und Frost, an Speise und Trank, an Arbeiten und Schlaf müssen wir freilich auch die Sklaven Theil nehmen lassen, jedoch auf solche Weise, daß wir hierin vornehmlich unsre Vorzüge vor ihnen zu zeigen suchen. — — Dächte aber jemand: was nützt es uns denn, unsre Wünsche in Erfüllung gebracht zu haben, wenn wir noch ferner Hunger und Durst, Sorgen und Beschwerden erdulden sollen? der wisse, daß ein Gut um so mehr ergetzt, je saurer man sichs zuvor hat werden lassen. Arbeiten sind die Würze braver Menschen: dahingegen läßt sich nicht wohl etwas so kostbares anschaffen, was, ohne Bedürfniß genossen, ergezte. Wenn uns nun die Gottheit zu denjenigen Gütern, nach welchen die Menschen am meisten streben, behülflich war, die Empfänglichkeit aber für den möglichst frohen Genuß ein jeder sich selbst geben muß: so werden wir grade soviel vor unsern dürftigeren Brüdern voraus haben, daß wir unsern Hunger mit den angenehmsten Speisen stillen, unsern Durst mit den süßesten Getränken löschen, und der Ruhe bedürftig am sanftesten ausruhen können. Deshalb, sage ich, müssen wir uns jetzt zu einer recht männlichen Tugend erheben, damit wir den besten, süßesten Genuß von unsern Gütern haben, und von dem schwersten aller Leiden keine Erfahrung machen. Denn ein

Gut

Gut nicht erlangen, ist bei weiten nicht so schmerzlich, als des schon erlangten beraubt zu werden. Erwäget auch nur, welchen Vorwand könnten wir haben, schlechter als vorhin zu werden? Etwa den, daß wir herrschen? Aber es ziemt sich keinesweges, daß der Herrschende schlechter, als der Beherrschte sey. Oder weil wir uns jetzt glücklicher als vorhin zu seyn dünken? Wer wird denn wohl behaupten, daß dem Glücke Schlechtigkeit zieme! Oder weil wir Sklaven haben, und diese bestrafen werden, wenn sie nicht taugen? Wie schickt es sich denn, daß einer, der selbst nicht taugt, andere ihrer Schlechtigkeit oder Liederlichkeit halben bestrafe? Bedenkt auch dieß noch: wir gehen damit um, eine Menge Wächter für uns selbst und unsre Häuser zu halten. Wäre es nicht schimpflich, wenn wir glaubten, fremder Beschützer zu unsrer Sicherheit zu bedürfen, und uns nicht selbst schützen wollten? Auch müßt ihr wissen, daß keine fremde Wache so sicher ist, als eigene Tugend und Verdienste: diese müssen uns daher stets zur Seite gehen. Wer von Tugend entblößt ist, verdient auch nicht irgend ein anderes Gut zu besitzen. Was fodere ich nun von euch? Wie nun die Tugend üben? Auf welche Weise uns um sie bewerben? — Sehet ihr auf mich, und beobachtet mich, ob ich auch stets meinen Pflichten nachlebe: ich hinwiederum werde ein aufmerksames Auge auf

euch haben, und jeden, den ich der Tugend und dem Guten nachstreben sehe, will ich ehren und belohnen. Auch die Kinder die uns hier geboren werden, wollen wir hier erziehen: denn wir selbst werden besser werden, wenn wir uns selbst den Kindern als die besten Muster darzustellen suchen; und diese werden, falls sie auch wollten, nicht leicht mißrathen können, wenn sie nichts schändliches sehen noch hören, und den ganzen Tag in edlen und guten Bestrebungen zubringen."

9.

Gewissenhaftigkeit bei Besetzung wichtiger Aemter. *)

Kyros war ein weiser und tugendhafter Fürst, der seine erhabenen Regentenpflichten nicht nur kannte; sondern auch nach bestem Vermögen zu erfüllen strebte. Weil es ihm unmöglich war, alles selbst zu thun und zu beobachten; so ließ er sichs besonders angelegen seyn, überall nur tüchtige und bewährte Männer anzustellen. — Vor-

*) Cyrop. VIII. Cap. 1, §. 10. 12 seq.

Vorzüglich sah er darauf, daß diejenigen, deren Hülfe er zur Besorgung der allgemeinen Wohlfahrt nöthig zu haben glaubte, möglichst tüchtige Männer seyn möchten. Diese Sorge übertrug er auch keinem andern, sondern glaubte sie selbst übernehmen zu müssen. Denn, wann diejenigen, durch welche die größten und mehrsten Geschäfte verrichtet werden müßten, nicht so wären, wie sie sollten, dann, meynte er, werde es übel mit seinem Reiche stehen: wenn diese aber ihre Schuldigkeit thäten, dann müßte, nach seinem Urtheile, alles wohlstehen. Hievon überzeugt, unterzog er sich diesem Geschäfte, und hielt auch sich selbst zu gleicher Tugendübung verpflichtet. Denn es dünkte ihn unmöglich, daß einer, der selbst nicht wäre, was er sollte, andere zu edlen und guten Thaten antreiben könne.

10.

Das Beispiel des Fürsten *).

Kyros glaubte seine Unterthanen nicht sicherer zu allem Guten und Edlen erheben zu können, und

*) Cyrop. VIII. Cap. 1. §. 21 seq.

und nicht anders mit Recht ihr Fürst zu seyn, als wenn er sich selbst, mit vorzüglicher Tugend geschmückt, ihnen darzustellen strebte. Er glaubte bemerkt zu haben, daß die Menschen zwar auch durch die geschriebenen Gesetze gebessert würden; einen guten Regenten aber hielt er gleichsam für ein sehendes Gesetz, weil er nicht nur Verordnungen geben, sondern auch die Unordentlichen sehen und bestrafen könnte. Diesem Grundsatze gemäß, bewieß er sich, da er zu größerem Glücke gekommen war, auch als einen größern Verehrer der Götter. — Und die übrigen Perser ermangelten nicht, seinem Beispiele zu folgen, in der Hoffnung auch ihrer Seits glücklicher zu werden, wenn sie gleich dem glücklichsten und dem Regenten, die Götter verehrten. Auch glaubten sie dem Kyros dadurch zu gefallen. Kyros aber war der Meynung, daß die Gottesfurcht seiner Leute, auch ihm selbst vortheilhaft sey. Er dachte eben so, wie Seefahrer, die sich auf dem Meere lieber in Gesellschaft von frommen, als von solchen Personen sehen, die einer Frevelthat verdächtig sind *). Ueberdieß rechnete er darauf, daß, wenn alle seine Mitgenossen gottesfürchtig wären,

*) Diese Art von Religiosität war nicht nur im ganzen uns bekannten Alterthume, bei Griechen, Römern und Juden (Jona 1, 7 folgd.) allgemeinherrschend; sondern hat sich auch bis auf unsere Zeiten erhalten.

ren, sie um so weniger gegen einander, und gegen ihn, ihren gemeinschaftlichen Wohlthäter etwas frevelhaftes würden thun wollen. Da er auch deutlich zeigte, daß er sehr darauf hielt, keinem, er sey Freund oder Bundesgenosse, Unrecht zu thun, sondern strenge auf Gerechtigkeit sähe; so glaubte er, daß auch die andern sich um so mehr alles schändlichen Gewinnes enthalten, und lieber auf gerechten Wegen sich würden bereichern wollen. Auch hoffte er, allen mehr Schamhaftigkeit einzuflößen, wenn er selbst öffentlich und vor jedermann solche Schamhaftigkeit bewieß, daß er im geringsten, weder etwas unanständiges sagte, noch that. Dieß schloß er daraus, weil er sah, daß die Menschen, nicht nur für Regenten, sondern auch für solche, die sie nicht fürchten, wenn diese schamhaft sind, mehr Achtung haben, als für schamlose: und weil sie auch Weibern, die sie schamhaft finden, gleichfalls mit größerer Schamhaftigkeit zu begegnen geneigt sind. — — Auch gab er durch sein Beispiel von Bescheidenheit allen einen Bewegrund mehr, sich derselben zu befleißigen: denn wann der, dem es am meisten freisteht, ausgelassen zu seyn, sich mit sichtbarer Bescheidenheit beträgt, dann werden die Schwächeren um somehr allen Anschein von Ausgelassenheit vermeiden. — Auch Enthaltsamkeit, meynte er, würde alsdann mehr geübet werden, wenn er selbst durch sein öffentli-

ches Verhalten zeigte, daß er sich nicht durch gegenwärtige Vergnügungen vom Guten abziehen laße; sondern nur nach vorhergegangenen rühmlichen Verrichtungen, sich ein Vergnügen erlauben wolle. Durch ein solches Verhalten bewirkte er an seinem Hofe ein ungemeines Wohlverhalten, und Folgsamkeit der Geringern gegen die Höhern, so wie auch gegenseitige Bescheidenheit und Wohlanständigkeit. Man bemerkte hier keinen der vor Zorn aufschrie, oder vor Freude ein ausgelassenes Gelächter aufschlug; sondern wer seine Hofleute sah, mußte gestehen, daß sie eine wahrhaft feine Lebensart führten.

II.

Die Schatzkammer des Kyros. Rechter Gebrauch des Reichthums. *)

Kyros war weise genug, um einzusehen, daß die Liebe der Unterthanen die beste Schutzwehr, und der allgemeine Wohlstand des Volks der rühmlichste und größte Schatz eines Fürsten sey. Man erinnert sich noch eines von ihm gefällten Aus-

*) Cyrop. VIII. Cap. 2, §. 14. seq.

Ausspruches: daß das Geschäfte eines guten Hirten, und eines guten Königes einander sehr ähnlich sey: der Hirte, sagte er, müsse seine Heerde, um Nutzen von ihr zu haben, glücklich machen; — in soweit Schaafen Glückseligkeit beigelegt werden kann — und auf gleiche Weise müsse der König Staaten und Menschen glücklich machen, um Nutzen von ihnen zu haben. Kein Wunder also, daß er, bei diesem Grundsatze, eifrigst beflissen war, es allen Menschen an Dienstfertigkeit zuvorzuthun. Einen schönen Beweis seiner liberalen Denkungsart gab er auch dem Krösos *), als dieser ihn erinnerte, daß er

*) Krösos, König der Lydier, und Anführer der gegen den Kyros verbündeten Heere, ward vom Kyros geschlagen, in Sardes belagert und gefangen genommen. Kyros, weit entfernt, an ihm, seinem vormaligen Feinde, der ihm den Untergang gedrohet hatte, jetzt Rache zu üben, ließ ihm vielmehr, eingedenk, daß er selbst nur ein Mensch, und als solcher einem ähnlichen Schicksale ausgesetzet sey, Mitleid sehen, und behandelte ihn mit der größten Güte und Schonung. Er nahm dem Krösos bloß die Macht, ihm Schaden zu thun, und führte ihn, nicht sowohl als einen Gefangenen, sondern vielmehr als seinen Freund und Gesellschafter, allenthalben mit sich. Krösos fand daher sein Schicksal gar nicht unleidlich, war seinem edlen Besieger aufs dankbarste ergeben, und ertheilte ihm auch manchen heilsamen Rath. — So Xenophon Cyrop. VII. Cap. 2. Herodot und andere Geschichtschreiber erzählen dieß anders.

durch seine große Freigebigkeit arm werden müsse, da es doch bei ihm stehe, größere Schätze Goldes, als irgend ein Mensch, bei sich aufzuhäufen.

Und wieviel, fragte Kyros, meynst du wohl, daß ich schon haben würde, wenn ich, nach deinem Rathe, seit dem Anfange meiner Regierung Gold gesammelt hätte?

Krösos nannte eine große Summe.

Wohlan, sagte Kyros, schicke mit dem Hystaspas hier einen Menschen, dem du völlig trauest. Du aber Hystaspas, gehe bei den Freunden herum, sage ihnen, daß ich zu einer gewissen Sache Geldes bedürfe — auch bedarf ich dessen wirklich — entbiethe ihnen, daß jeder soviel als möglich für mich aufbringe, und die in einem versiegelten Briefe aufgezeichnete Summe, dem Bedienten des Krösos zu überbringen gebe. Dasselbe sagte er auch in einer versiegelten Schrift, die er dem Hystaspas gab, um sie den Freunden zu überbringen. Er bat darin auch alle, den Hystaspas als seinen Freund aufzunehmen. Als dieser herumgekommen war, und des Krösos Diener die Briefe brachte, sagte Hystaspas zum Kyros: auch mich, mein König, mußt du als einen Reichen ansehen: denn ich

stehe

stehe hier, vermittelst deiner Briefe, mit einer großen Menge Geschenke bereichert, vor dir.

So haben wir denn, sagte Kyros, auch an ihm noch einen Schatz, mein Krösos. Uebersieh nun die übrigen Summen, und rechne nach, wieviel Geldes vorräthig ist, wenn ich etwas brauchen sollte.

Krösos fand bei der Ueberrechnung weit mehr, als, seiner Angabe nach, im Schatze des Kyros schon vorräthig seyn müßte, wenn er gesammelt hätte. Da dieß nun am Tage lag, sagte Kyros:

Siehst du Krösos, daß auch ich meine Schätze habe? Aber du willst nur, daß ich sie bei mir aufhäufen, mir Neid und Haß dadurch ziehen, besoldete Wächter dabei hinstellen, und diesen sie anvertrauen soll: ich hingegen glaube, wenn ich meine Freunde bereichere, diese als meine Schätze, und zugleich für weit treuere Wächter meiner Person, und unsrer gemeinschaftlichen Güter, ansehen zu können, als wenn ich um Lohn gedungene Wächter darüber ansetzte. Ich will dir noch eins sagen; auch ich kann mich desjenigen Triebes, durch dessen Einpflanzung in unsre Seele, die Götter alle, ohne Unterschied, zu Bettlern machten, nicht erwehren: sondern auch ich fühle, gleich den übrigen, einen

nen unersättlichen Hunger nach Geld und Gut. Hierin aber glaube ich vor den meisten einen Vorzug zu haben, daß einige ihren erworbenen Ueberfluß theils vergraben, theils vermodern lassen, theils mit Ueberzählen und Messen, mit Wägen, Auslüften und Bewachen desselben, sich viele Mühe machen; und gleichwohl ihres großen Vorrathes ungeachtet, weder mehr essen, als ihr Magen vermag, weil sie sonst bersten, noch mehr Kleider anziehen, als sie tragen können, weil sie sonst ersticken würden, und mithin von ihren überflüßigen Gütern eitel Mühe und Sorgen haben. Ich hingegen diene den Göttern, und sehne mich zwar immer nach mehrerem: wann ich aber sehe, daß ich mehr erworben, als meine Bedürfnisse fodern; so helfe ich damit dem Mangel meiner Freunde ab, erwerbe mir, durch Bereicherung anderer Menschen, und durch Wohlthaten ihre Liebe und Zuneigung, und gewinne dadurch Sicherheit und Ruhm. Schätze, die weder vermodern, noch durch Ueberhäufung verderblich werden. Ja im Gegentheil, je mehr des Ruhmes ist, desto glänzender, schöner und leichter wird er zu tragen: häufig macht er auch die, welche damit bekleidet sind, ungezwungener und leichter. Auch mußt du wissen, Krösos, nicht die, welche das meiste haben, und bewachen, halte ich für die glücklichsten; — sonst müßten ja die Thorwächter, weil sie alles was in den Städten ist, bewachen, die glück-

lichsten seyn — sondern, wer das meiste mit Recht zu erwerben, und mit Ehren zu gebrauchen weiß, den halte ich, in Ansehung des Reichthumes, für den glücklichsten.

12.

Zweifelhafter Werth des Reichthums *).

Bei einem vom Kyros angestellten Pferderennen erhielt, unter den Sakern, ein gemeiner Reiter den Preiß: er war mit seinem Rosse den andern fast um die Hälfte der Laufbahn zuvorgeeilt:

Wolltest du dein Roß, fragte ihn Kyros, wohl für ein Königreich hingeben? — Für ein Königreich nicht! war seine Antwort, wohl aber für die Freundschaft eines braven Mannes. — Kyros gab ihm Gelegenheit, den Perser Pheraulas als einen solchen kennen zu lernen, und der Saker schenkte ihm sein Roß:

Wenn

*) Cyrop. VIII. Cap. 3. §. 26. 32 seq.

Wenn du klug wärest, sagte Pheraulas, so würdest du es einem reicheren, als ich bin, gegeben haben. Jetzt aber nehme ich es an, und bitte die Götter, die mir dieß Glück verliehen haben, um Gelegenheit, etwas zu thun, daß dich dein Geschenk nicht gereuen möge: und nun steige du auf mein Roß, und reite weg, ich werde bald wieder bei dir seyn.

Auf solche Weise wechselten sie ihre Rosse. — — Nach geendigtem Wettrennen schenkte Kyros seinen Antheil, der als Siegespreise gewonnenen Becher, dem Pheraulas, weil er den Zug aus der königlichen Burg so vortrefflich, ganz nach seinem Sinne, angeordnet hatte. Hierauf kehrten alle nach der Stadt zurück; die, welchen schon Häuser gegeben waren, in ihre Wohnungen, die übrigen ins Lager. Bald darauf lud Pheraulas den Saker, der ihm das Roß gegeben hatte, zu sich, bewirthete ihn, überhäufte ihn mit Gefälligkeiten, ließ, nach dem Essen, die vom Kyros erhaltenen Becher füllen, trank ihm daraus zu, und schenkte sie ihm. Bei dem Anblicke der vielen schönen Teppiche und Geräthe, nebst der Menge von Bedienten, fragte der Saker:

Sage mir Pheraulas, warst du auch zu Hause schon einer von den Reichen?

Von

Von welchen Reichen? erwiederte Pheraulas: deren war ich freilich einer, die von ihrer Hände Arbeit leben. Mein Vater ließ mich, wiewohl er sich selbst nur kümmerlich mit seiner Arbeit nährte, im Knabeninstitute *) erziehen. Nachdem ich aber zum Jünglinge gereift war, und er mich nicht länger als einen Müßiggänger unterhalten konnte, nahm er mich zurück aufs Land, und hieß mich arbeiten. Daselbst ernährte ich ihn nun wieder, so lange er lebte, durch eignes Umgraben und Besäen eines sehr kleinen Stückchen Landes, das indessen nicht ganz schlecht war, sondern mir in allen Dingen völlig gerecht wurde: den empfangenen Saamen gab es ehrlich und richtig wieder, und dazu noch einen mäßigen Zinß. Ja bisweilen gab es großmüthig, das empfangene auch wohl zwiefältig wieder. So lebte ich zu Hause. Was du jetzt hier siehst, das hat mir alles Kyros gegeben.

der Saker. O du Glücklicher! vorzüglich auch deshalb, weil du aus einem armen Manne ein reicher geworden bist. Eben darum, denke ich, müssen dir deine Reichthümer noch weit erfreulicher seyn, weil du zuvor in Armuth lebtest.

Phe-

*) s. Oben 1.

Pheraulas. Du meynest also, daß ich jetzt um so viel vergnügter lebe, als ich mehr besitze? Du weißt es nicht, daß ich jetzt auch im mindesten nicht mit größerem Vergnügen esse, trinke und schlafe, als da ich arm war. Mit allen diesen Reichthümern hier gewinne ich gerade soviel, daß ich mehr bewachen, andern mehr austheilen muß, und mit der Verwaltung mehrerer Güter auch mehr Last und Mühe habe: denn nun fodert eine Menge Hausleute Essen und Trinken von mir: diese haben Kleidung, jene den Arzt vonnöthen: dann bringt einer Nachricht, daß der Wolf unter den Schaafen gewütet, oder daß die Rinder von einer Abhöhe heruntergestürzt, oder daß die Lastthiere von einer Seuche befallen worden; so daß ich, meines Bedünkens, jetzt von meinen Reichthümern mehr Kummer habe, als zuvor von meiner Dürftigkeit.

der Saker. Aber wenn alles wohl ist, hast du doch gewiß bei dem Anblicke deiner vielen Güter, weit mannigfaltigeres Vergnügen, als ich.

Pheraulas. Es ist mir, mein Lieber, lange nicht so erfreulich, Reichthümer zu haben, als es schmerzlich ist, sie zu verliehren. Daß ich Recht habe, kannst du daraus sehen, weil keinen Reichen die Freude zu wachen zwingt,

da du doch nicht leicht einen finden wirst, der, bei einem erlittenen Verluste, vor Betrübniß schlafen könnte.

Der Saker. Aber wahrlich auch keinen, der, bei einem erhaltenen Gewinne, vor Freuden schläfrig würde.

Pheraulas. Ganz recht! wenn nur der Besitz eben so erfreulich als das Empfangen wäre! dann freilich würden die Reichen weit glücklicher als die Armen seyn. Ueberdieß, mein Bester, muß einer, der viel hat, auch viel aufwenden, für Götter, Freunde und Gäste: wem nun das Einnehmen viel Freude macht, dem, mußt du wissen, macht auch das Ausgeben viel Kummer.

Der Saker. Nein wahrlich, zu diesen Leuten gehöre ich nicht: ich halte vielmehr selbst dieß für Glückseligkeit, daß man bei vielem Vermögen auch viel aufwenden kann.

Pheraulas. Was in aller Welt, hindert dich denn, auf der Stelle sehr glücklich zu werden, und auch mich glücklich zu machen? Nim dieß alles als dein Eigenthum, und gebrauche es nach Gefallen; mich halte nur als deinen Gast, und etwas schlechter noch: es soll

mir genügen, an dem, was du selbst haben wirst, Theil zu nehmen.

Du scherzest, sagte der Saker. — Pheraulas aber versicherte mit einem Schwur, daß er im Ernst rede. Ja noch mehr! setzte er hinzu: ich wills dir auch beim Kyros auswirken, daß du weder bei Hofe aufwarten, noch Kriegsdienste thun sollst. Du sollst bei deinen Reichthümern zu Hause bleiben; ich will alles dieß für dich und mich thun: und wenn ich meiner dem Kyros geleisteten Dienste halber oder durch einen Feldzug, noch etwas Gutes dazu erhalte, will ichs dir bringen, damit du über noch mehrerem zu gebieten habest. Nur befreie mich von dieser Sorge: wenn du mich hievon entbindest, wirst du sicher mir und dem Kyros einen großen Dienst damit leisten. — Hierauf ward der Vergleich sogleich geschlossen und vollzogen. Der eine schätzte sich glücklich, weil er nun über viele Güter zu gebieten, der andere, weil er nun einen Verwalter haben würde, der ihm Musse verschaffte, alles zu thun, was ihm angenehm wäre. Pheraulas war nämlich von sehr geselligem Charakter, und nichts dünkte ihn so angenehm, oder so nützlich, als Menschen zu dienen: denn er hielt die Menschen für die besten und dankbarsten unter allen Geschöpfen, weil er bemerkt hatte, daß sie eifrigst, Lob mit Lob und Gefälligkeiten mit Gefälligkeiten zu er-

wie-

wiedern, sich bestrebten; daß sie erkanntes Wohlwollen mit gegenseitigem Wohlwollen zu lohnen suchten; diejenigen, von denen sie sich geliebt wüßten, nicht hassen könnten, und mehr als alle übrigen Geschöpfe geneigt wären, ihren lebenden und verstorbenen Eltern dankbare Liebe zu beweisen. Kein anderes Geschöpf war, nach seiner Ueberzeugung, so dankbar und erkenntlich, als der Mensch. —

Auf solche Weise war Pheraulas äußerst froh, daß er, der Sorge für seine anderweitigen Güter enthoben, sich ganz seinen Freunden widmen, und der Saker, daß er bei einem so großen Vermögen, auch viel würde verbrauchen können. Der Saker liebte den Pheraulas, weil er immer etwas zubrachte, und dieser den Saker, weil er alles so willig annahm, und wiewohl er immer mehr zu verwalten erhielt, nichts desto weniger ihm Muße gewährte. So lebten diese beiden.

13.

Tischreden *).

Kyros hatte, nach seinem glorreichen Siege, unter andern Festlichkeiten, ein großes Gastmahl

*) Cyrop. VIII. Cap. 4. §. 6 seq.

mahl angestellt, und seine besten Freunde dazu geladen; mit ihnen auch den Gobryas, der vom Könige der Assyrier gröblicher Beleidigungen wegen abgefallen, und zum Kyros übergegangen war. — Ueber der Tafel nahm es den Gobryas zwar im geringsten nicht Wunder, daß bei einem so großen Monarchen sich alles in Ueberfluß fand; wohl aber, daß Kyros, dieser große Mann, wenn er etwas vorzüglich wohlschmeckend fand, solches nie allein verzehrte, sondern recht geschäftig die Anwesenden daran Theil zu nehmen nöthigte. Oft sah er auch, daß Kyros solche Essen, die ihm besonders lieblich vorkamen, seinen abwesenden Freunden zuschickte. Nach der Mahlzeit, als Kyros alle den großen Vorrath von der Tafel hin und wieder verschickt hatte, sagte daher Gobryas: Vormals, Kyros, glaubte ich, daß du dich als großen Kriegshelden vor andern am meisten hervorthätest, jetzt aber, ich schwöre es bei den Göttern, daß du mir noch mehr durch Menschenliebe, als durch Feldherrngeschicklichkeit hervorzuglänzen scheinest.

Ja bei Gott! erwiederte Kyros, es ist mir auch weit erfreulicher, Proben der Menschenliebe, als der Feldherrngeschicklichkeit abzulegen.

Wie so? fragte Gobryas.

Weil

Weil man, erwiederte er, diese dadurch, daß man Menschen übels thut; jene aber durch Wohlthun beweisen muß.

Hierauf, als schon stärker getrunken war, fragte Hystaspas *) den Kyros: würdest du es mir wohl ungnädig nehmen, Kyros, wenn ich dich um etwas fragte, was ich gerne von dir vernehmen mögte?

Kyros. Nein wahrlich nicht, im Gegentheil, ich würde es dir übel nehmen, wenn ich merkte, daß du verschwiegest, was du gerne fragen mögtest.

Hystaspas. So sage mir denn: bin ich schon irgend einmal auf deinen Ruf nicht gekommen?

Kyros. Behüte Gott!

Hystaspas. Aber ich leistete dir vielleicht saumselig Gehorsam?

Kyros. Auch das nicht!

Hystaspas. Oder hab ich schon einmal einen Auftrag nicht ausgeführt?

*) Ein edler Perser, und General der Reiterei.

Kyros. Dessen kann ich dich nicht beschuldigen.

Hystaspas. Sahst du denn schon einmal, daß ich ein Geschäfte nicht prompt, oder nicht mit Freuden that?

Kyros. Das am allerwenigsten.

Hystaspas. Was in aller Welt, Kyros, hat dich denn bewogen, dem Chrysantas *) einen ehrenvolleren Platz, als mir, anzuweisen?

Kyros. Ob ich es sage?

Hystaspas. Allerdings.

Kyros. Wirst denn auch du nicht ungehalten auf mich werden, wenn du die Wahrheit hörst?

Hystaspas. Ich werde mich freuen, wenn ich sehe, daß mir nicht Unrecht geschieht.

Kyros. Unser Chrysantas hier erwartete nicht erst meinen Ruf, sondern stellte sich bei meinen Angelegenheiten auch ungerufen ein; sodann

*) Gleichfalls ein edler Perser, und General der Reiterei.

sodann that er nicht nur das Befohlene, sondern auch das was er selbst als vortheilhaft für mich erkannte. Mußte den Bundesgenossen etwas vorgetragen werden, was, seines Erachtens, am schicklichsten von mir gesagt wurde, so gab er's mir an die Hand: merkte er hingegen, daß ich die Bundesgenossen gern von einer Sache unterrichtet sähe, es selbst aber in meinem eigenen Namen zu sagen mich schämte, so trug er ihnen dieß so vor, als ob er seine eigene Meynung entdeckte: so daß er mir offenbar, in diesem Stücke, besser als ich mir selber diente. Ihm selbst, versichert er auch stets, genüge das Vorhandene; dahingegen sehe ich ihn beständig darauf denken, wie er mir noch irgend einen Vortheil zuwenden möge. Ueber mein Glück endlich freut und ergötzt er sich weit mehr, als ich selbst.

Hystaspas. In Wahrheit, Kyros, es ist mir lieb, daß ich dich hierum gefragt habe.

Kyros. Wie so?

Hystaspas. Weil auch ich mich bestreben will, das nämliche zu thun. — —

Beim Fortgange des Trinkgelages fragte Kyros den Gobryas: Sag mir, Gobryas, würdest du jetzt einem aus der Gesellschaft hier deine

ne Tochter wohl lieber geben, als da du das erstemal mit uns zusammen kamest *)?

Gobryas. Soll auch ich die Wahrheit sagen?

Kyros. Ei freilich, denn um Lügen ist es uns bei keiner Frage zu thun.

Gobryas. So wisse denn, daß ich es jetzt weit lieber thäte.

Kyros. Könntest du auch wohl sagen, weswegen?

Gobryas. O ja!

Kyros. So sag's.

Gobryas. Weil ich damals nur sah, daß deine Freunde Mühseligkeiten und Gefahren mit gutem Muthe ertrugen; jetzt aber sehe, daß sie auch das Glück mit Bescheidenheit ertragen. Meines Bedünkens, Kyros, hält es viel schwe-

*) Gobryas hatte bei seiner ersten Erscheinung am Hofe des Kyros, den Gedanken geäußert, daß er wohl einen von den braven Gefährten des Kyros zum Schwiegersohne haben mögte.

schwerer, einen Menschen zu finden, der das Glück, als einen, der das Unglück zu ertragen vermag: denn jenes flößt den mehrsten Uebermuth, dieses, allen Bescheidenheit ein.

14.

Soll man suchen reicher oder ärmer zu scheinen, als man ist *)?

Nach glücklich vollendetem Feldzuge beschenkte Kyros seine tapfern Krieger, bevor er sie entließ, alle, hohe und niedrige, sehr reichlich, und nach Verhältniß ihres Verdienstes. Die Menge und Größe der damals vertheilten Geschenke veranlaßten verschiedene Urtheile über den Kyros: Er muß doch wahrlich sehr viel haben, sagten einige, da er einem jeden von uns so große Geschenke gegeben! — Was kann er großes haben? sagten andere: es ist nicht seine Weise, Schätze zu sammeln; er findet ja im Geben mehr Vergnügen, als im Besitzen!

*) Cyrop. VIII. Cap. 4. §. 30 seq.

Da Kyros diese Reden und Urtheile über sich vernahm, berief er alle seine Freunde und Räthe zu sich, und sprach zu ihnen:

„Meine Freunde! ich habe schon Menschen gesehen, die reicher scheinen wollten, als sie waren, in der Meynung, dadurch den Anschein größerer Freigebigkeit zu gewinnen. Mir scheinen diese gerade das Gegentheil von dem, was sie wollen, zu bewirken: denn wer für reich gehalten wird, und dann nicht nach Verhältniß seines Vermögens den Freunden zu dienen scheint, zieht sich, meines Bedünkens, den Verdacht der Kargheit zu. Wiederum giebt es andere, die ihren Vermögensstand verheimlichen wollen; auch diese handeln, meines Erachtens, schlecht gegen ihre Freunde: denn weil diese ihren Vermögensbestand nicht kennen, so entdecken sie es ihnen auch ofte nicht, wenn sie in Noth sind, und gehen zu Grunde. Das einfachste, dünkt mich, ist, daß man sein Vermögen kund gebe, und sich damit um den Preiß des Edelmuthes beeifere. Auch ich will euch daher mein Vermögen, so weit es sichtbar ist, zeigen, und was sich nicht sehen läßt, vorrechnen."

Hierauf zeigte er ihnen viele und schöne Schätze; und die, welche ihrer Lage wegen nicht wohl sichtbar waren, beschrieb er ihnen. Endlich schloß er mit den Worten: „Alles dieß, meine

ne Freunde, müßt ihr um nichts mehr für das meinige, als für das eurige halten: denn ich häufe dieß weder in der Absicht auf, um es selbst zu verzehren, noch um es selbst zu verthun; — das könnte ich ja auch nicht einmal — sondern um im Stande zu seyn, stets einem jeden von euch, der etwas Rühmliches verrichtet, zu geben, und damit, falls einer von euch etwas nöthig zu haben vermeynet, er zu mir kommen und hinnehmen könne, wessen er benöthigt ist." Auf solche Weise erklärte sich Kyros gegen seine Freunde.

15.

Traumgesicht des Kyros: sein letztes Dankgebet *).

Kyros kam, da er bereits ein hohes Alter erreicht hatte, nach Persien: es war das siebentemal während seiner Regierung. Sein Vater und seine Mutter waren, wie leicht zu erachten, schon längst gestorben. Kyros brachte die üblichen Opfer, führte nach väterlicher Weise das Opfer-

*) Cyrop. VIII. Cap. 7. §. 1 seq.

Opferchor der Perser an, und vertheilte unter alle die gewöhnlichen Geschenke. Als er sich nun in seiner königlichen Burg zur Ruhe begeben hatte, sah er folgendes Traumgesicht. Ihm deuchte, ein höheres als menschliches Wesen nahte sich ihm, und sagte: „Bereite dich, Kyros, du wirst jetzt zu den Göttern gehen!“ — Ueber diesem Traumgesichte erwachte er, und glaubte fast sicher zu wissen, daß sein Lebensende vorhanden wäre. Er nahm daher sogleich Opferthiere, und opferte sie dem Gott seiner Väter, und der Sonne, nebst den andern Göttern, auf den Höhen, wie die Perser pflegen, *) und betete:

„Du Gott meiner Väter! du o Sonne, und alle ihr Götter! nehmet es gnädig auf, dieß Opfer, das letzte meiner vielen und schönen Thaten! ein Dankopfer auch für die vielen Belehrungen, durch irdische und himmlische Zeichen, über mein Thun und Lassen. Innigen Dank euch dafür, daß auch ich eure Vorsorge erkannte, und niemals im Glücke mich als Mensch überhob. Ich flehe euch an, auch ferner noch meinen Kindern, meiner Gattinn, meinen Freunden, meinem Vaterlande Glück, und mir ein solches Ende zu verleihen, als durch eure Gnade mein Leben war.“

Hier=

*) S. Blumenlese I B. Herodot. N. 3. S. 35.

Hierauf begab er sich nach Hause, fühlte Verlangen nach Ruhe, und legte sich nieder. Zur gewöhnlichen Stunde kamen die dazu bestellten Diener, und erinnerten ihn, ins Bad zu gehen: er sagte aber, daß er gern noch ruhen mögte. Zur Tafelzeit trugen gleichfalls die, welche dazu verordnet waren, das Abendessen auf: er hatte keine Neigung zum Essen, fühlte aber Durst und trank mit Vergnügen. Da ihm nun auch den folgenden und dritten Tag eben so war, ließ er seine Söhne, die ihn glücklicher Weise begleitet hatten, und mithin in Persien waren, zu sich rufen, desgleichen auch seine Freunde, nebst den persischen Großen, und hielt vor ihnen folgende Rede:

16.

Rede des sterbenden Kyros, an seine Söhne und Freunde.

„Meine Söhne, und ihr alle, meine anwesenden Freunde! mein Leben naht sich schon seinem Ende: mehrere deutliche Zeichen sagen mir dieß. Ihr habt aber Ursache, nach meinem Hintritte, von mir, als von einem Glücklichen zu reden, und dem gemäß euch auch in allen Dingen zu verhalten: denn als Knabe, als Jüngling, als

erwachsener Mann habe ich die verdienten Früchte der Tugend genossen; und mit dem Fortgange der Zeit, sah ich auch stets meine Kräfte wachsen, so daß ich mich in meinem Alter im geringsten nicht schwächer fühlte, als in meiner Jugend. Auch wüßte ich nichts, was ich unternommen, oder gewünscht und nicht erreicht hätte. Meine Freunde sah ich durch mich glücklich werden, meine Feinde von mir in Knechtschaft gebracht: und mein Vaterland, vormals unbedeutend in Asien, hinterlasse ich jetzt im höchsten Ansehen. Von allem Erworbenen wüßte ich nichts, was ich nicht auch erhalten hätte. So habe ich die verflossene Zeit nach meinem Wunsche zugebracht; und die mir stets beiwohnende Furcht, in der Folge noch etwas unangenehmes zu sehen, zu hören, oder zu leiden, ließ mich weder ganz sicher, noch ausgelassen froh seyn. Jetzt aber, wenn ich hinscheiden werde, hinterlasse ich euch, meine Söhne, die mir Gott gegeben hat, am Leben; hinterlasse Vaterland und Freunde im besten Wohlseyn: wie sollt ich also nicht mit Recht, stets als ein Glücklicher im seegensvollen Andenken bleiben?

Jetzt muß ich mich auch noch über die Thronfolge deutlich erklären; damit keine deshalb erregten Zweifel euch verdrüßliche Händel zuziehen mögen. Ich liebe euch zwar beide gleich zärtlich, meine Söhne; den Vorzug aber im Rathe,

the, und die Anführung bei allen vorkommenden Gelegenheiten übertrage ich dem Erstgebornen, und natürlicher Weise auch Erfahrensten. Ich selbst bin von diesem meinem und eurem Vaterlande dazu angeführet worden, den Aelteren, nicht nur Brüdern, sondern auch Bürgern, auf dem Wege, in Sitz und Stimme den Vorrang zu lassen. Auch euch, meine Söhne, habe ich von Anfang her angeleitet, den Aelteren den Vorzug zu geben, und von Jüngern ihn zu erhalten. Nehmet daher meine Vorschriften, als alten Brauch und gesetzliche Verordnung auf.

Du also, Kambyses, empfange das Reich: die Götter, und ich, so viel an mir ist, geben es dir. Dich aber, Tanaxoras, bestelle ich zum Statthalter der Meder, der Armenier und Kadusier. Durch diese Vertheilung hinterlasse ich dem Aelteren zwar ein größeres Reich, und den Königstitel, dir aber, meines Erachtens, eine ungetrübtere Glückseligkeit. Denn ich sehe nicht, an welchem irdischen Vergnügen es dir gebrechen könnte; vielmehr, alles was für Menschen erfreulich scheint, wird dir zu Gebote stehen. Dahingegen nach schwerauszuführenden Dingen sich zu sehnen; mit vielen Sorgen belastet zu seyn, und angespornt von der Nacheiferung meiner Thaten nicht ruhen zu können; zu berücken und berückt zu werden: alles dieß wird den Regenten nothwendig mehr treffen, als dich: und, glau-

be

be mir, dieses alles läßt nur wenig Musse zum Vergnügen.

Auch du, Kambyses, weißt es ja, daß es nicht dieser goldne Scepter ist, der das Reich erhält; sondern daß treue Freunde, der echteste und sicherste Scepter der Könige sind. Wähne aber nicht, daß die Treue den Menschen angeboren werde, sonst müßten sich dieselben Menschen gegen alle treu erweisen; — so wie andere Naturerzeugnisse sich allen von derselben Seite zeigen — sondern ein jeder muß sich seine Getreuen selbst erwerben. Man erwirbt sich dieselben aber keinesweges durch Gewalt, sondern vielmehr durch Wohlthun. Willst du also den einen oder den andern zum Schutzgenossen des Reiches machen, so laß keinen andern, als den, der mit dir gleichen Ursprunges ist, den Ersten seyn. Auch Landeskinder sind dir näher als Ausländer, Tischgenossen näher als Nachbarn. Und Menschen, die aus Einem Samen entsprossen, von Einer Mutter genährt, in Einem Hause aufgewachsen sind, und von einerlei Eltern geliebt werden, die eben den Vater, und eben die Mutter nennen; diese sollten sich nicht vor allen andern die nächsten seyn? Vereitelt euch also die Vortheile nicht, wodurch die Götter Brüder aufs innigste verbinden; sondern erbauet darauf sofort noch andere Liebeserweisungen; alsdann wird eure gegenseitige Liebe ewig unüber-

überwindlich seyn. Der ist sich selbst zum Vortheil, wer für seinen Bruder sorgt: denn wem gereicht ein großer Mann mehr zur Zierde, als seinem Bruder? Wen wird man mehr zu beleidigen scheuen, als den Bruder eines großen Mannes? Keiner also müsse deinem Bruder schneller gehorchen, oder bereitwilliger sich bei ihm einfinden, als du: denn keinen geht sein Glück und Unglück näher an, als dich. Erwäge auch dieß: von wem kannst du für deine Gefälligkeiten größere Belohnungen erwarten, als von ihm? an wem, für geleistete Hülfe einen stärkern Beistand wieder erhalten? Wen nicht zu lieben, ist wohl schändlicher? wen vor allen zu ehren, rühmlicher, als den Bruder? Nur dein Bruder, Kambyses, wird, wenn er bei dir, seinem Bruder, der Erste ist, auch nicht einmal beneidet werden. Ja, bei den Göttern des Vaterlandes beschwöre ich euch, meine Söhne, ehret einander! auch wenn euch noch etwas daran liegt mir gefällig zu seyn! denn verlaßt euch nicht darauf, daß ich hinfort, nach Vollendung meines irdischen Lebens, gänzlich aufhören werde zu seyn. Auch bisher sahet ihr ja meine Seele nicht, sondern erkanntet nur, aus dem was sie verrichtete, ihr Daseyn. Habt ihr nicht auch bemerkt, welche Schrecknisse die Seelen der Ermordeten ihren Heukern einjagen? welche rächende Furien sie über die Ruchlosen schicken? Oder meynt ihr, den Verstorbenen würde ihre Ehre

bleiben, wenn ihre Seelen aller Macht, und alles Einflusses beraubt wären *)? Ich wenigstens, meine Söhne, ich habe mich niemals überzeugen können, daß die Seele zwar, so lange sie im sterblichen Leibe ist, lebe; aber nach ihrer Trennung von demselben sterbe. Ich sehe vielmehr, daß die Seele auch dem sterblichen Leibe, so lange sie in ihm ist, Leben ertheilet. Auch davon, daß die Seele nach ihrer Scheidung vom vernunftlosen Körper, ihre Vernunft verliehren sollte, kann ich mich nicht überzeugen. Vielmehr steht zu erwarten, daß der Geist, wenn er von aller Vermischung mit der Materie gesondert und ganz rein geworden ist, dann auch am verständigsten seyn werde. Bei der Auflösung des Menschen sehen wir offenbar seine einzelnen Bestandtheile zu dem Gleichartigen übergehen, außer der Seele: diese ist weder im Daseyn, noch im Abgehen sichtbar. — Erwäget auch nur, fuhr er fort, daß dem Tode des Menschen nichts ähnlicher ist, als der Schlaf; und doch erscheinet die Seele des Menschen grade hier am göttlichsten, und sieht hier oft zukünftige Dinge vorher: denn hier ist sie, wie es scheint, am mei-

*) Der größte Beweis, sagt Cicero (Tusc. Quaest. I, 14.) daß die Natur selbst über die Unsterblichkeit der Seele ein stillschweigendes Urtheil fälle, liegt in dem lebhaften Antheil, welchen alle, an dem, was nach ihrem Tode seyn wird, nehmen.

meisten entfesselt. Wenn sich dieß nun so verhält, wie ich glaube, und die Seele den Körper verläßt; so thut aus Ehrfurcht für meine Seele, warum ich bitte. Sollte dem aber nicht also seyn, sondern die Seele im Körper bleibend mit ihm sterben; so fürchtet wenigstens die ewiglebenden, allsehenden, allvermögenden Götter, die auch dieses ganze unaussprechlich schöne und große Weltsystem stets unversehrt, unveraltert und ohne Fehl erhalten; diese fürchtend thut und beschließet nichts unheiliges, nichts frevelhaftes. Nächst den Göttern scheuet euch auch vor euren Zeitgenossen und vor der Nachwelt. Denn die Götter lassen euch nicht in der Dunkelheit verborgen seyn; sondern euer Leben, und alle eure Handlungen, sind stets und unfehlbar den Augen der ganzen Welt ausgesetzet: werden diese nun rein und schuldlos erfunden, so werden sie euch vor der ganzen Welt Ehre und Ansehen bringen: woferne ihr aber etwas unrechtes gegen einander vornehmet, so werdet ihr das Zutrauen aller Menschen von euch stoßen. Niemand könnte noch, — so geneigt er auch dazu wäre — Vertrauen zu euch haben, wenn er sähe, daß ihr den, den ihr am meisten lieben solltet, beleidigtet. — Ist nun meine Belehrung, über euer gegenseitiges Betragen, genügend für euch, gut denn! Wo nicht, so lernet aus der Geschichte: sie ist die beste Schule. Schon viele Eltern waren ihren Kindern, viele

ihren Brüdern mit treuer Liebe ergeben: einige von ihnen wirkten aber auch einander entgegen. Diejenigen nun, deren Verhalten ihr zuträglich findet, diese wählet euch zum Muster; und ihr werdet euch wohlberahten. Doch genug hievon! Meinen Leichnahm aber, wann ich hin seyn werde, lieben Söhne, leget weder in Gold noch in Silber, noch in sonst etwas; sondern gebt ihn, sobald als möglich, der Erde wieder: denn was ist seeliger, als mit dieser Erde vermischt zu werden, die alles Schöne und alles Gute erzeugt und nährt? Ich war bisher immer ein Menschenfreund, und auch jetzt dünkt es mich erfreulich, mit dieser Wohlthäterin der Menschen vereinigt zu werden.

Aber meine Kräfte scheinen mich schon zu verlassen: ich fühle die gewöhnlichen Vorboten des Todes. Wenn also einer von euch, mir noch einmal die Hand geben, oder mein Auge, da ich noch lebe, sehen will, der trete näher. Wenn ich aber eingehüllt seyn werde, bitte ich euch, meine Söhne, daß dann weder sonst ein Mensch, noch ihr selbst meinen Leichnahm sehet. Ladet aber alle Perser und Bundesgenossen zu meiner Beerdigung ein, mir Glück zu wünschen, zu der Sicherheit vor allen Unglücksfällen, worin ich mich dann befinden werde, ich mag nun bei der Gottheit, oder Nichts seyn. — Wieviel ihrer kommen mögen, entlasset keinen ohne

die,

die, bei den Leichenbegängnissen eines reichen und glücklichen Mannes, üblichen Geschenke; und behaltet diese meine letzten Worte: wenn ihr euren Freunden wohlthut, werdet ihr auch im Stande seyn, eure Feinde zu züchtigen. Und nun lebt wohl, meine lieben Söhne! saget auch eurer Mutter von mir Lebewohl! — und alle ihr anwesenden und abwesenden Freunde, lebt wohl! —

Als er dieß gesagt, und allen noch die Hand gegeben hatte, hüllte er sich ein, und verschied. —

17.

Hieron, oder das glänzende Elend eines Despoten. *)

Der Dichter Simonides **) kam einst zum Despoten Hieron. Beide hatten eben Musse:

*) Ed. Zeunii pag. 224 seq. Tyrannos hieß bei den Griechen eigentlich der, welcher sich in einem freien

**) Simonides war ein berühmter lyrischer Dichter. Er ging, auf Hierons Einladung, in seinem hohen

Wolltest du mir wohl, fragte Simonides den Hieron, über etwas Aufschluß geben, was du natürlich besser wissen mußt, als ich?

Hieron.

freien Staate, eine unumschränkte, oder doch unrechtmäßige Gewalt erworben hatte: auch wenn er sich derselben noch so löblich und zu den edelsten Zwecken bediente. Weil aber die mehrsten ihre mit Gewalt und Unrecht erworbene Herrschaft, auch mit Gewalt und Unrecht zu behaupten suchten: so verbanden die Griechen, zumal bei ihrer großen Freiheitsliebe, mit dem Worte Tyrannos gewöhnlich auch den Nebenbegriff der Ungerechtigkeit und Grausamkeit. Doch bedeutet Tyrannos oft auch bloß einen unumschränkten Regenten, der nicht nach einer vorgeschriebenen Constitution, sondern nach eigner Willkühr regierte. Deshalb habe ich in der Uebersetzung dieses Gesprächs, — weil der Gegenstand desselben (Tyrannos) im Griechischen immer derselbe bleibt, mithin auch im Deutschen nicht verändert werden durfte, wir aber das Wort Tyrann nur in der verhaßtesten Bedeutung zu nehmen gewohnt sind, — das dem Sinne am meisten zusagende Wort Despot gewählt. Monarch würde hinwiederum zu wenig sagen; und das griechische Tyrannos gar durch Fürst zu geben, wäre offenbar beleidigend für unsre guten Fürsten, so wie zu ehrenvoll für die Tyrannen.

hohen Alter nach Syrakus, und genoß hier, beim Hieron, großer Ehre. Hieron I, von dem hier die Rede ist, war zu Anfang seiner Regierung sehr argwöhnisch, hart, und grausam; ward aber in der Folge, theils durch eine langwierige Krankheit, theils durch

Hieron. Und was wäre das, welches ich besser wüßte, als ein so weiser Mann, wie du?

Simonides. Ich weiß, daß du auch Privatmann warest, und jetzt bist du Despot: da du also beides versucht hast, so mußt du natürlich auch besser, als ich, wissen; in wieferne das Despoten- und Privatleben, in Ansehung der menschlichen Freuden und Leiden, unterschieden ist.

Hieron. Wie wenn du, da du jetzt noch im Privatstande lebst, mich an die Eigenthümlichkeiten desselben erinnertest? So würde ich dir wohl den Unterschied zwischen beiden am besten zeigen können.

Simonides. Die Privatpersonen empfinden — so viel ich bemerkt habe — durch die Augen an den sichtbaren, durch die Ohren an den hörbaren Dingen, durch die Nase an Gerüchen, durch den Mund an Speisen und Getränken Lust und Unlust. — — Kälte und Wärme, Hartes und Weiches, Leichtes und Schweres empfinden wir

durch den Umgang mit Philosophen und andern Gelehrten, sehr gebessert, und ein ganz erträglich guter Fürst. Die hier vom Xenophon uns aufbewahrte Unterredung scheint wenigstens nicht ganz erdichtet zu seyn.

wir mit dem ganzen Körper, bald auf eine angenehme bald auf eine unangenehme Weise. Am Guten und Bösen scheinen wir bald unmittelbar durch die Seele, bald gemeinschaftlich durch Leib und Seele zugleich uns zu freuen oder zu betrüben. Daß uns der Schlaf süß ist, fühle ich wohl: wie aber? wodurch? und wann? das gestehe ich überall nicht zu wissen. Auch ist dieß eben kein Wunder, wenn sich uns im Wachen deutlichere Wahrnehmungen darbieten, als im Schlafe. *)

Hieron. Ich wüßte nicht, wie ein Despot, außer dem von dir genannten, sonst etwas auch nur wahrnehmen könnte. Bis jetzt sehe ich also noch keinen Unterschied zwischen dem Leben eines Despoten und eines Privatmannes.

Simonides. Aber hierin liegt vielleicht ein Unterschied: daß der Despot durch alle diese Dinge weit vielfältiger ergötzt wird, und weit minder das Unangenehme erfährt.

Hie-

*) Dieser letzte Satz kann auch, als eine Erklärung des vorhergehenden, so gegeben werden: weil sich uns im Schlafe nicht so deutliche Warnehmungen, als im Wachen, darbieten. Das das Griechische εἰ diese Bedeutung gestatte, leidet keinen Zweifel: nur hätte Xenophon, meines Bedünkens, sich dann anders, als jetzt, ausdrücken müssen.

Hieron. Nicht doch! Simonides. Wisse vielmehr, die Despoten haben weit weniger Vergnügungen, als Privatpersonen von mittelmäßigen Umständen, und weit mehrere und größere Unannehmlichkeiten.

Simonides. Unmöglich! denn wenn dem so wäre, warum strebten denn so viele nach dem Despotismus? und zwar die fähigsten Männer? Warum beneidete denn jedermann die Despoten?

Hieron. Warum anders, als weil sie, ohne Erfahrung beiderseitiger Lagen darüber urtheilen! Ich wills versuchen, dir die Richtigkeit meiner Behauptung zu beweisen. Ich mache mit dem Gesicht den Anfang; denn damit hast auch du, wenn ich mich recht entsinne, angefangen. Hier finde ich sogleich, bei einigem Nachdenken über die Gegenstände des Gesichts, daß die Despoten den Kürzern ziehen. An dem einen Orte ist dieß, an dem andern jenes Sehenswerthe: zu allen diesen gehen Privatpersonen hin, sowohl nach Städten, um sich daselbst zu besehen, als auch in die allgemeinen Volksversammlungen, wo alles, was für Menschen am sehenswürdigsten scheinet, zusammenkommt. Die Despoten aber kommen nicht viel zu solchen Schauplätzen: denn es ist weder sicher für sie, irgendwohin zu gehen, wo sie nicht stärker, als die Anwesenden, sind; noch stehen ihre häuslichen Angelegenhei-

 ten

ten so feste, daß sie dieselben andern anvertrauen und verreisen könnten. Es steht zu fürchten, daß sie der Herrschaft beraubt, und zugleich außer Stand gesetzt werden, ihre Beleidiger zu bestrafen. Doch! dergleichen Sehenswürdigkeiten, mögtest du vielleicht sagen, kommen ihnen, auch wenn sie zu Hause bleiben. Ja, wahrlich! Simonides, bei weiten das wenigste! und auch dieß wenige wird den Despoten so theuer verkauft, daß jeder, der das geringste zu zeigen hat, in kurzer Zeit, von einem Despoten mit weit größerem Gewinne fortziehen zu müssen glaubt, als er in seinem ganzen Leben von allen andern Menschen erwerben kann.

Simonides. Nun! wenn ihr denn auch weniger Augenweide habt; so genießt ihr doch mehr Freuden des Gehörs. Was dem Ohr am lieblichsten tönt, Lob, fehlt euch nie: denn alle, die um euch sind, loben alles was ihr saget und thut: was hingegen dem Ohr am peinlichsten ist, Tadel und Schmähungen, hört ihr nie; denn keiner wagt es einen Despoten ins Angesicht zu tadeln.

Hieron. Und welche Freude, meynst du denn, kann es machen, nicht getadelt zu werden, wenn man sicher weiß, daß alle diese Schweigenden alles mögliche Böse gegen den Despoten im Sinne haben? Oder welche Freude können ihm wohl

wohl die Lobredner gewähren, wenn ihre Lobsprüche der Schmeichelei verdächtig sind?

Simonides. Ja bei Gott! das räume ich dir völlig ein, daß die Lobsprüche der freisten Menschen auch die süßesten sind. Aber siehe! davon mögtest du wohl Niemanden überzeugen können, daß ihr an den menschlichen Nahrungsmitteln nicht weit mehr Vergnügen genösset.

Hieron. Ich weiß es wohl, Simonides, daß die mehrsten Menschen den Schluß machen: Essen und Trinken müsse uns besser als Privatleuten schmecken, weil sie selbst, ihres Bedünkens, mit weit mehr Vergnügen an unsrer Tafel, als an der ihrigen essen würden. Denn was über das Gewöhnliche hinausgeht, das gewährt Vergnügen. Daher freut sich auch jedermann auf die Feste; nur die Despoten nicht: denn ihre stets überflüssig besetzten Tafeln haben an Festtagen keinen Zusatz. Sie stehen also zuförderst an dem Vergnügen der Erwartung den Privatpersonen nach. Sodann mußt du aus eigner Erfahrung wissen, daß man sich um so eher gesättigt fühlt, je größerer Ueberfluß einem vorgesetzt wird: so daß der Despot an seiner reichbesetzten Tafel, auch in Ansehung der Dauer des Vergnügens, jenen, die an einem mäßig besetzten Tische ihr Mahl einnehmen, nachstehet.

Simo-

Simonides. Ja, aber so lange die Eßlust währet, genießt doch der gewiß größeres Vergnügen, welcher an einer kostbaren, als wer an einer schlechtbesetzten Tafel isset.

Hieron. Meynst du denn nicht, Simonides, daß ein jeder nach dem, was ihm am erfreulichsten ist, auch am begierigsten seyn werde?

Simonides. Allerdings.

Hieron. Siehst du denn nun, daß die Despoten freudiger zu ihrer Tafel gehen, als die Privatleute zu der ihrigen?

Simonides. Nein wahrlich nicht! vielmehr unlustiger, wie es vielen scheinen mögte.

Hieron. Wie aber! hast du wohl diese vielen Künsteleien bemerkt, die den Despoten vorgesetzt werden, das Scharfe, das Beißende, das Bittere, und was dergleichen mehr ist?

Simonides. O freilich! und Dinge, die der menschlichen Natur gänzlich zuwider zu seyn scheinen!

Hieron. Sollten also diese Leckereien wohl etwas anders seyn, als Reitzungen eines

durch

durch Ueppigkeit verzärtelten und abgestumpften Geschmacks? Ich weiß es recht wohl, und du mußt es auch wissen, daß ein gesunder Appetit dieser Künsteleien keinesweges bedarf.

Simonides. Ja! und der kostbaren Wohlgerüche, womit ihr euch salbet, genießen, meines Erachtens, die, welche um euch sind, mehr als ihr selbst; so wie der, welcher etwas übelriechendes gegessen hat, dieß nicht sowohl selbst empfindet, als vielmehr die, welche ihm nahe kommen.

Hieron. Auf gleiche Weise genießt auch der, welcher beständig vielerlei Gerichte hat, keines derselben mit besonderm Vergnügen: wer etwas aber selten hat, der ißt sich recht mit Freuden daran satt, wenns ihm einmal geboten wird.

Simonides. So scheinen denn bloß eure Liebesgenüsse, die Begierde nach dem Despotismus zu erwecken: denn in diesem Stücke steht es euch frei, das Schönste, was ihr nur seht, zu genießen.

Hieron. Da hast du nun etwas genannt, worin wir, glaube mir! den Privatpersonen grade am meisten nachstehen. Denn erstlich ist doch die Vermählung mit reicheren und mächtigeren Personen gewiß die vorzüglichste, und

giebt

giebt dem sich Vermählenden zugleich mit dem Vergnügen auch Genuß für seine Ehrbegierde: dann folgt die Verbindung mit unsers Gleichen: die mit Geringeren wird als ganz ehrenrührig und nachtheilig angesehen. Nun muß sich aber der Despot, wenn er keine Ausländerin nimt, nothwendig mit einer Geringeren vermählen; daher die Vermählung nie zu seiner völligen Zufriedenheit gereichen kann. Auch gewähren Lie- beserweisungen von erhaben gesinnten Weibern bei weiten das größte Vergnügen; von Sklavinnen geleistet, haben sie wenig oder gar keinen Reiz: die geringste Vernachläßigung hingegen erregt schrecklichen Zorn und Verdruß. — — — Auch kann sich die Liebe am wenigsten in einem Despoten erzeugen. Die sehnsuchtsvolle Liebe lebt nicht so sehr in der Gegenwart, als in der Hoffnung. So wie also ein Mensch ohne Durst kein Vergnügen am Trinken genießt, so empfindet auch ein Mensch ohne Liebessehnsucht nichts von der süßesten Wollust. — — Dem Privatmanne ist ferner die geringste Willfährigkeit des Geliebten sogleich ein Beweis von Gegenliebe, weil er weiß, daß seine Willfährigkeit ganz ungezwungen ist: der Despot hingegen kann sich nie darauf verlassen, daß er gliebt wird. Wir wissen vielmehr, daß die, welche aus Furcht gefällig sind, ihren Gefälligkeiten aufs möglichste das Ansehen wahrer Liebe zu geben suchen. Daher werden auch den Despoten von keinen meh-

rere Nachstellungen gelegt, als von denen, die am meisten Liebe gegen sie vorgeben.

Simonides. Alles was du da anführst, scheint mir von gar keiner Bedeutung: ich kenne viele angesehene Männer, die sich freiwillig ihres Vorzuges im Essen und Trinken begeben, und der Liebesgenüsse enthalten. Darin aber genießet ihr doch eines wichtigen Vorzuges vor Privatpersonen, daß ihr große Plane entwerfet und schnell vollführet; daß ihr fast alles im Ueberflusse habt; die vorzüglichsten Rosse, die schönsten Waffen, den hervorstechendsten Weiberschmuck, die prächtigsten, mit den köstlichsten Meubeln versehenen Wohnungen besitzet; dazu die mehrsten und geschicktesten Bediente, die mehrsten Mittel, Feinden wehe, Freunden wohl zu thun.

Hieron. Daß der große Haufen vom Herrscherglanze geblendet werde, wundert mich gar nicht, Simonides; denn der Pöbel pflegt Glückseligkeit und Unglückseligkeit immer nach dem Aeußerlichen zu schätzen. Nun bietet aber die Herrscherwürde die geschätztesten Güter allen unverhüllt zur Schau, das Beschwerliche hingegen hält sie in der Seele der Despoten verborgen, hier wo doch der eigentliche Sitz der menschlichen Glückseligkeit und Unglückseligkeit ist. Daß also dem gemeinen Haufen dieß entgeht, wie gesagt, das wun-

dert mich nicht; daß aber auch ihr, die ihr die meisten Dinge mit dem Verstande besser als mit den Augen zu betrachten meynet, dieß nicht einsehet, das nimt mich Wunder. Ich aber, Simonides, ich weiß es aus Erfahrung, und sage dir, daß die Despoten an den größten Gütern den geringsten Antheil, und von den größten Uebeln das meiste haben. So ist z. B. der Friede ein großes Gut für die Menschen: den Despoten wird er am wenigsten zu Theil! der Krieg ein großes Uebel; hieran haben die Despoten den größten Antheil. Privatpersonen können, wenn ihr Staat in keinem öffentlichen Kriege verwickelt ist, ohne die geringste Besorgniß, von jemand ermordet zu werden, reisen, wohin sie wollen; die Despoten hingegen reisen insgesamt, und überall gleichsam durch feindliches Land! Daher halten sie es auch für nöthig, stets selbst bewaffnet zu seyn, und andere Bewaffnete mit sich zu führen. Ferner, wenn auch Privatpersonen einmal einen Feldzug in Feindes Land thun, so glauben sie sich doch, nach ihrer Heimkunft, in Sicherheit zu befinden: der Despot hingegen ist auch in seinem eigenen Hause nicht außer Gefahr, glaubt hier am meisten auf seiner Hut seyn zu müssen. Endlich erlangen Privatpersonen sowohl durch Waffenstillstände als auch durch Friedensschlüsse Erholung vom Kriege: die Despoten aber erhalten niemals Frieden mit den

Unter-

Unterthanen, können sich nie mit Sicherheit auf Vergleiche verlassen.

Es giebt Kriege, welche Republiken führen; andere, welche von den Despoten gegen die Unterdrückten geführt werden. Alles, was diese Kriege Lästiges für den Freund des Freistaates haben, trift auch den Despoten. Beide müssen unter Waffen seyn, auf ihrer Hut stehen, sich Gefahren unterziehen; beide werden durch die Unglücksfälle einer Niederlage betrübt. Soweit ist das Kriegsloos für beide gleich. Was aber die von der republikanischen Parthei in solchen Kriegen Angenehmes haben, entbehren die Despoten gänzlich. Wenn Republikaner im Treffen ihre Gegner besiegen, dann läßt sichs kaum beschreiben, wie große Freude es ihnen macht, die Feinde zurückgeschlagen zu haben! wie große Freude sie beim Verfolgen, beim Niedermachen der Feinde empfinden! wie sie sich ihrer That erheben! welchen glänzenden Ruhm sie sich beilegen! wie froh sie in der Ueberzeugung sind, die Republik verherrlicht zu haben! Ein jeder giebt sich das Ansehen, als ob er am Rathe Theil genommen, und die mehrsten erschlagen habe. Es hält schwer einen zu finden, der nicht etwas hinzulöge, und nicht behauptete, daß mehrere erschlagen worden, als in der That geblieben sind. So etwas Rühmliches dünkt es sie, einen großen Sieg zu erkämpfen. Wenn hingegen der Des-

pot aus Verdacht und bei Entdeckung wirklicher Widersacher einige hinrichten läßt; so weiß er, daß er den Staat nicht vergrößert; weiß, daß er die Zahl seiner Unterthanen vermindert; kann daher weder fröhlich seyn, noch mit seiner That sich groß machen: er mögte vielmehr gerne, so viel möglich, das Geschehene verkleinern; und entschuldigt sein Verfahren, daß er damit kein Unrecht gethan habe. Seine Thaten erscheinen also nicht einmal ihm selbst in einem rühmlichen Lichte. Und wenn auch die hin sind, die er fürchtete, so ist er deshalb doch um nichts ruhiger, sondern noch mehr auf seiner Hut, als zuvor. So ist der Despot, wie ich gezeigt habe, in einem unaufhörlichen Kriege befangen.

Nun betrachte auch die Freundschaft, die den Despoten zu Theil wird. Laß uns zuerst untersuchen, ob die Freundschaft ein großes Gut für die Menschen ist. Wer von andern geliebt wird, der wird auch gerne von ihnen gesehen, dem erzeigen sie gerne Gutes, sehnen sich nach ihm, wenn er abwesend ist, empfangen ihn bei seiner Rückkunft mit dem größten Vergnügen, freuen sich mit ihm über sein Glück, und kommen ihm zu Hülfe, wenn sie ihn von einem Unglücke bedrohet sehen. Auch den Staaten ist es nicht unbekannt, daß die Freundschaft das größte und erfreulichste Gut des Menschen ist. Die Gesetze der mehrsten Staaten verstatten daher

auch

auch bloß, die Ehebrecher ungestraft zu tödten. Offenbar deshalb, weil sie dieselben als Störer der ehelichen Freundschaft betrachten. Ist aber eine Frau ohne ihre Schuld gemißhandelt worden; so wird sie, dessen ungeachtet nicht minder von ihrem Manne geschätzet, weil er sich überzeugt hält, daß ihre Liebe zu ihm unbefleckt geblieben. Ja ich halte es für ein so großes Glück, geliebt zu werden, daß ich glaube, dem Geliebten werde in der That, auch ohne sein Zuthun, von Göttern und Menschen Gutes zu Theil. Und in Ansehung dieses so wichtigen Besitzes stehen die Despoten am allerschlechtesten. Willst du dich überzeugen, Simonides, daß ich die Warheit rede, so betrachte die Sache von dieser Seite. Am festesten sind wohl unstreitig die freundschaftlichen Verbindungen zwischen Eltern und Kindern, zwischen Geschwistern, Ehegatten und vertrauten Umgangsgenossen. Nun wirst du aber, bei einiger Aufmerksamkeit, finden, daß zwar Privatpersonen von diesen am meisten geliebt werden, daß hingegen viele Despoten ihre eigenen Kinder ermordet haben, viele durch ihre Kinder umgekommen sind; daß viele mit dem Despotismus bekleideten Brüder an einander zu Mördern geworden, viele Despoten auch von ihren Weibern, und von denen, die ihre vertrautesten Freunde zu seyn schienen, hingerichtet sind. Da sie also von denen, welche die Natur und das Gesetz zur größten Liebe gegen sie

nöthiget, so sehr gehaßt werden; wie kann man da wohl glauben, daß sie von irgend einem andern geliebt werden sollten?

Wer ferner auch am wenigsten Vertrauen findet, entbehret der nicht ein großes Gut? Welches Vergnügen können Gesellschaften ohne gegenseitiges Vertrauen, welche Reize kann der Umgang zwischen Mann und Frau ohne Zutrauen haben? Wie kann ein Bedienter uns angenehm seyn, wenn wir ihm nicht trauen? Und dieß Vertrauen zu andern findet sich am wenigsten bei einem Despoten. Er führt ein Leben, wobei er nicht einmal den besten Speisen und Getränken trauet; sondern läßt auch diese, bevor er den Göttern davon weihet, zuerst die Diener kosten, aus Besorgniß, selbst hierin etwas Schädliches zu essen oder zu trinken.

Auch das Vaterland ist andern Leuten höchst schätzbar: denn die Bürger dienen, ohne Sold, einer dem andern zur Leibwache gegen die Sklaven, zur Leibwache auch gegen die Uebelthäter, damit kein Bürger eines gewaltsamen Todes sterbe. In dieser Bewachung sind sie so weit gegangen, daß viele ein Gesetz gemacht haben, welches selbst den, der nur mit einem Mörder umgeht, für unrein erklärt; so daß jeder Bürger unter dem Schutze seines Vaterlandes sicher lebt. Bei den Despoten ist auch hier der umgekehr-

kehrte Fall: statt sie zu rächen, erweisen die Freistaaten den Mördern eines Despoten große Ehre; statt sie gleich den Mördern von Privatpersonen, von den Tempeln auszuschließen, stellen sie ihre Bildnisse in den Tempeln auf *)

Wenn du aber glaubst, ein Despot genieße, weil er mehr Besitzungen als Privatpersonen hat, deshalb auch mehr Vergnügen von denselben, so irrst du auch hierin, Simonides! Gleichwie die Kämpfer keine Freude darüber empfinden, wenn sie ungeübten Leuten überlegen sind, aber nicht ohne Verdruß ihren geübten Gegnern unterliegen; so macht es auch dem Despoten keine Freude, wenn er mehr als Privatpersonen zu haben scheint; wenn er aber weniger als andere Despoten hat, das kränket ihn: denn diese sieht er in Ansehung des Reichthums als seine Gegner an.

Auch werden dem Despoten seine Wünsche nicht schneller gewährt, als dem Privatmanne. Der Privatmann wünscht sich ein Haus, einen Acker, einen Bedienten: der Despot hingegen

*) Dieß war der Fall mit dem Harmodios und Aristogiton, die den Tyrannen Hipparchos von Athen umbrachten. Ihre Bildnisse wurden im Tempel des Mars aufgestellt.

Städte, Länder, Häven, oder feste Schlösser: Dinge, die weit schwerer und gefahrvoller zu bewirken sind, als die Wünsche der Privatpersonen.

Du wirst auch unter den Privatpersonen bei weiten nicht so viele Arme finden, als unter den Despoten: denn das Viele oder das Genug muß man nicht der Zahl, sondern dem Gebrauche nach schätzen. Was über das Bedürfniß hinausgeht, ist viel; was unter demselben bleibt, ist wenig. Nun gebricht es aber den Despoten weit vielfältiger, als Privatpersonen, an dem, was zum nothwendigen Aufwande gehört. Privatpersonen können ihren Aufwand, wenn sie wollen, auf die tägliche Nothdurft beschränken; den Despoten ist das nicht vergönnt: denn ihre größten und nothwendigsten Ausgaben sind zur Beschützung ihrer Person: und diese einschränken, mögte wohl ihr Untergang seyn. Wer endlich auf gerechten Wegen so viel haben kann, als er bedarf, warum sollte man den als einen Armen bemitleiden? Wen hingegen der Mangel nöthiget, böse und schändliche Mittel zur Erhaltung seines Lebens zu gebrauchen, sollte man den nicht mit Recht für unglücklich und arm halten? Nun befinden sich aber die Despoten mehrentheils in der Nothwendigkeit, Tempel und Menschen ungerechter Weise zu plündern, weil sie zu ihren nothwendigen Ausgaben immerfort

Geld gebrauchen: denn, gleichwie in Kriegszeiten, müssen sie stets ein Heer unterhalten, oder sie sind verlohren.

Ich will dir noch ein anderes sehr schweres Leiden der Despoten nennen, Simonides. Sie kennen eben so wohl, als Privatleute, die tapfern, die klugen und gerechten Männer: allein statt sie zu schätzen, fürchten sie dieselben: die Tapfern, daß sie für die Freiheit etwas wagen: die Klugen, daß sie Plane entwerfen: die Gerechten, daß das Volk sie zu seinen Vorstehern begehren mögte. Wenn sie solche Männer nun aus Furcht heimlich auf die Seite schaffen, was für welche bleiben ihnen dann noch zu ihrem Dienste übrig, als ungerechte, unmäßige, und sklavisch gesinnte Menschen? Die Ungerechten, weil sie, gleich den Despoten, fürchten, daß die Staaten, wann sie einst zur Freiheit gelangten, sich ihrer bemächtigen möchten; die Unmäßigen, ihrer gegenwärtigen Zügellosigkeit wegen; die Sklavischgesinnten, weil sie selbst nicht einmal frei zu seyn wünschen. Auch dieß halte ich für ein schweres Leiden, brave Männer zu kennen, und doch andere, als sie, zu seinem Dienste gebrauchen zu müssen.

Ferner muß der Despot auch nothwendig ein Freund des Staats seyn; denn ohne den Staat würde er weder bestehen, noch glücklich

 seyn

seyn können; und doch zwingt ihn der Despotismus, auch gegen sein eignes Vaterland sich widerwärtig zu bezeigen. Es ist ihm keine Freude, die Bürger tapfer und wohlbewaffnet zu sehen; im Gegentheil macht er lieber die Ausländer mächtiger, als die Bürger, und bedient sich auch jener zu seinen Leibtrabanten. Ja auch nicht einmal dann, wann in guten Jahren Ueberfluß an allen Gütern entsteht, freut sich der Despot mit den andern: denn je dürftiger die Menschen sind, desto unterwürfiger, denkt er, werden sie ihm zu Dienste stehen.

Ich will dir auch jene Vergnügungen schildern, Simonides, die ich als Privatmann genoß, und deren ich mich jetzt, seitdem ich Despot geworden, beraubt sehe. Ich war in Gesellschaft mit Leuten meines Alters, und ergötzte mich an ihnen, so wie sie sich an mir ergötzten: ich war für mich allein, wann ich Ruhe wünschte; ich blieb bei Trinkgelagen oft bis zur gänzlichen Vergessenheit aller Beschwerden des menschlichen Lebens; oft so lange, bis ich mich in die Gesänge und in die fröhlichen Reihen der Tänzer einmischte; oft auch so lange, als ich und die Gesellschaft Vergnügen fand. Jetzt hingegen bin ich deren beraubt, die sich an mir freuen, weil ich Sklaven statt Freunden zu Gesellschaftern habe; ich bin selbst des frohen Genusses an ihrem Umgange beraubt, weil ich gar

kein Wohlwollen gegen mich bei ihnen sehe. Vor der Trunkenheit und dem Schlafe hüte ich mich, wie vor Fallstricken. Nun aber die Volksmenge und die Einsamkeit, den Mangel einer Wache, und selbst auch die Wächter fürchten, weder Unbewaffnete um sich haben wollen, noch Bewaffnete gerne sehen; ist das nicht eine klägliche Sache? Dazu Fremden mehr, als Bürgern trauen, Ausländern mehr, als Griechen; freie Menschen zu Sklaven begehren, und Sklaven frei zu machen gezwungen seyn, sind das nicht alles Merkmale einer von Furcht gemarterten Seele? Furcht aber im Innern der Seele ist nicht nur an sich selbst traurig, sondern wird auch, durch ihre Gegenwart, die Stöhrerin aller Freuden. Wenn auch du, Simonides, von Kriegszeiten Erfahrung, und etwa einmal einem feindlichen Heere nahe gegen über gestanden hast; so erinnere dich, wie viel Speise du der Zeit zu dir nahmst, wie dein Schlaf beschaffen war. Ein gleiches und noch weit größeres Ungemach, als du damals erduldetest, haben Despoten zu ertragen: denn nicht nur gegen sich über, sondern ringsumher glauben sie Feinde zu sehen.

Simonides. In einigen Stücken scheinst du mir höchst recht zu haben: denn der Krieg hat seine Schrecknisse. Gleichwohl, mein Hieron, genießen wir auch im Lager, bei ausgestellten Wachen, ganz getrost Speisen und Schlaf.

Hieron. Ja! kein Wunder, Simonides! die Gesetze halten gleichsam Wachen über eure Wächter, so daß sie für euch, wie für sich selbst besorgt seyn müssen. Die Despoten hingegen haben um Lohn gedungene Wächter, gleich besoldeten Schnittern. Wachen müssen aber nicht anders, als treu, seyn können: und doch hält es weit schwerer, nur Einen treuen Menschen zu finden, als eine große Menge Arbeiter zu jedem beliebigen Werke: zumal wenn die Wächter für Geld dienen, und in kurzer Zeit, durch die Ermordung des Despoten weit mehr gewinnen können, als sie in langer Zeit, für die Bewachung von ihm erhalten.

Auch mit dem von dir gepriesenen Vorzuge, als ob wir vor allen andern im Stande wären, den Freunden wohlzuthun, und die Feinde zu demüthigen, hat es seine Richtigkeit nicht. Wie kannst du glauben, Freunden je wohlzuthun, wenn du sicher weißt, daß der, welcher am meisten von dir erhält, am liebsten so geschwinde, als möglich, dir aus den Augen zu kommen wünscht? Denn von dem, was ein Despot giebt, hält keiner etwas für sein eigen, bis er aus seiner Gewalt ist. Und wie kannst du sagen, daß die Despoten vor allen andern ihre Feinde demüthigen können, da sie wohl wissen, daß alle Unterthanen ihre Feinde sind? Diese aber alle hinzurichten, oder in Bande zu legen, ist nicht möglich:

lich: oder über wen sollten sie dann auch noch herrschen? Die Despoten müssen vielmehr, in dem Bewußtseyn, daß sie ihre Feinde sind, gegen sie auf ihrer Hut seyn, und zugleich aus Noth sich ihrer bedienen.

Wisse auch dieß, Simonides! daß sie diejenigen Bürger, vor welchen sie sich fürchten, ungern am Leben sehen, und auch ungern hinrichten lassen. Gleichwie man ein Roß, wenn es zwar brav wäre, aber fürchten ließe, daß es ein unersetzliches Unglück anrichten mögte, seiner Tugenden wegen ungern tödten, und doch, aus Besorgniß, durch dasselbe in Gefahr zu kommen, und unglücklich zu werden, sich ungern desselben bedienen würde; so ist es auch mit allen übrigen Gütern, die zwar gefährlich aber doch nützlich sind: sie betrüben uns, wenn wir sie besitzen: sie betrüben uns, wenn wir sie verliehren.

Simonides. Sie muß doch etwas Großes seyn, die Ehre, derentwillen die Menschen sich jeder Beschwerde unterziehen, jede Gefahr erdulden! Ihr werdet, wie es scheint, ungeachtet der Despotismus, deiner Angabe nach, so viele Beschwerden hat, gleichwohl dazu hingerissen, um nur geehrt zu werden, und damit jeder, ohne Widerrede, allen euren Befehlen gehorche, damit alle auf euch sehen, vor euch aufstehen, euch ausweichen, und stets alle Anwesenden euch mit Wor-

ten und Werken Ehrfurcht beweisen. Denn derd gleichen beobachten die Unterthanen gegen ihre Beherrscher, und wen sie sonst in hohen Ehren halten. Mich dünkt auch, Hieron, ein Mann erhebe sich dadurch, daß er nach Ehre strebt, über die andern Geschöpfe: denn an Speise und Trank, am Schlaf und an Liebesgenüssen scheinen alle Geschöpfe auf gleiche Weise Vergnügen zu empfinden: die Ehrbegierde hingegen findet sich weder in den unvernünftigen Thieren, noch in allen Menschen. Welchen aber die Begierde nach Lob und Ehre angeboren ist, diese sind es auch, welche sich am meisten über die vernunftlosen Thiere erheben, und diese verdienen nicht bloß Menschen, sondern Männer zu heißen. Meines Bedünkens ertraget ihr daher auch alle diese mit der Herrscherwürde verbundenen Beschwerden billiger Weise, weil ihr so ausgezeichneter Ehre vor andern Menschen genießet; denn kein menschliches Vergnügen scheint dem göttlichen näher zu kommen, als das Wohlgefallen an Ehrenbezeugungen.

Hieron. Aber auch mit den Ehrenerweisungen gegen die Despoten, Simonides, scheint es mir ein gleiches Bewandniß zu haben, wie ich dir von dem wahren Gehalte ihrer Liebesgenüsse gezeigt habe. Willfährigkeiten, die nicht aus Gegenliebe entspringen, halten wir nicht für Gefälligkeiten; erzwungene Liebesgenüsse nicht für erfreulich. Auf gleiche Weise sind auch die Unterwürfig-

figkeits-Bezeugungen derer, die uns fürchten, keine wahren Ehrenerweisungen. Wie könnte man auch wohl behaupten, daß die, welche gezwungen vor ihren Beleidigern aufstehen, oder Mächtigeren ausweichen, solches aus Ehrfurcht vor ihnen thun? Geben doch auch viele Leuten, die ihnen verhaßt sind, Geschenke, und das, wann sie am meisten etwas Böses von ihnen befürchten. Allein dieß sieht man, meines Bedünkens, mit Recht, als Werke der Knechtschaft an; wahre Ehrenerweisungen hingegen scheinen mir aus andern, diesen grade entgegengesetzten Quellen zu entspringen. Wenn die Menschen einen Mann für fähig halten, ihnen wohlzuthun, und sich Gutes von ihm versprechen; wenn sie ihn mit Lobeserhebungen stets im Munde führen, und jeder einzelne ihn als sein eignes Gut ansieht; wenn sie ihm freiwillig ausweichen, aus Liebe und nicht aus Furcht vor ihm aufstehen; wenn sie ihn seiner öffentlichen Verdienste und Wohlthaten halben bekränzen und gern beschenken wollen, dann glaube ich, daß sie, bei solchen Ergebenheits-Bezeigungen, wahre Ehrfurcht gegen ihn fühlen, und daß der, den sie dessen werth halten, wahrhaft geehret werde. Wer so geehrt wird, den schätze ich auch glücklich: denn ich finde, daß man ihm keine Fallstricke legt, vielmehr Sorge trägt, daß ihm nicht etwas widerfahre, daß er ohne Furcht, ohne Neid, ohne Gefahr, und glücklich sein Leben hinbringe. Der Despot hingegen, glaube

mir,

mir, Simonides! lebt Tag und Nacht, als ein von der ganzen Welt zum Tode verurtheilter Verbrecher.

Simonides. Wenn es eine so schlimme Sache ist, Despot zu seyn, und wenn du dieß einsiehst, Hieron, warum machst du dich denn nicht von einem so großen Uebel los? Weder du, noch irgend ein anderer hat je die einmal errungene Despotengewalt freiwillig niedergelegt.

Hieron. Darinn liegt eben das größte Unglück der Despotenwürde! es ist nicht einmal möglich, sich davon los zu machen: denn wie könnte ein Despot wohl je im Stande seyn, allen, die er beraubte, ihre Güter zu erstatten? Oder so viel Ketten zu tragen, als er andern anlegte? Oder so viel Leben hinzugeben, als er durch seine Hinrichtungen raubte? Ja! wisse es, Simonides, wenn es irgend einem Menschen frommt, sich zu erhenken; so hat, nach meiner Ueberzeugung, keiner mehr Ursache dieß zu thun, als ein Despot: denn ihm allein frommt es weder sein Uebel zu behalten, noch es wegzuwerfen.

Simonides. Nun, Hieron, wundert es mich nicht, daß du so unmuthig über die Despotenwürde bist, weil du sie deinem Wunsche, von den Menschen geliebt zu werden, hinderlich glaubst. Ich hoffe indessen, dir beweisen zu kön-

können, daß die Herrscherwürde am geliebt werden gar nicht hindere, ja vielmehr vor dem Privatstande hierin den Vorzug habe. Bei der Untersuchung, ob sich dieses so verhalte, laß uns noch nicht darauf sehen, ob der Regent, seiner größern Macht halben, auch mehr Gefälligkeiten erweisen könne; sondern erwäge nur, wer von beiden, wenn der Regent und der Privatmann das nämliche thun, sich für gleiche Dienste den größten Dank erwerbe. Ich will mit Beispielen von den kleinsten Dingen den Anfang machen. Es soll der Regent und der Privatmann jemanden, den er sieht, zuerst freundlich anreden, wessen Anrede, meynst du, wird ihn am meisten freuen? Beide sollen denselben Menschen loben, wessen Lob wird ihm wohl das meiste Vergnügen erwecken? Beide sollen ihn durch ihre Einladung zum Opfermale ehren, wessen Ehrenerweisung wird wohl mit größerem Danke erkannt werden? Beide sollen einen Kranken auf gleiche Weise pflegen; liegt es nicht am Tage, daß die Verpflegung von den Mächtigsten auch die größte Freude erzeuge? Laß sie gleiche Geschenke ertheilen, ist es nicht auch hier offenbar, daß die halben Gnadenbezeigungen der Großen mehr, als die ganze Gabe des Privatmannes, gelte? Ja ich bin der Meynung, daß einem regierenden Herrn selbst eine gewisse von den Göttern ertheilte Würde und Anmuth zur Seite gehe. Nicht daß die Regentwürde einen Mann

schö-

schöner mache: wir betrachten aber doch den nämlichen Menschen mit mehr Wohlgefallen, wenn er Regent, als wenn er Privatmann ist: wir gefallen uns mehr in Unterredungen mit höhern Personen, als mit unsers Gleichen. — — Da ihr nun für gleiche Dienstleistungen größern Dank erlanget, und doch auf weit vielfältigere Weise nützen könnet, weit mehrerlei auch zu verschenken habet, wie solltet ihr denn nicht auch weit mehr als Privatpersonen geliebt werden?

Hieron. Darum nicht, Simonides, weil wir weit mehr, als Privatpersonen, solche Dinge thun müssen, wodurch wir den Leuten verhaßt werden. Wir müssen Gelder eintreiben, um die nöthigen Ausgaben bestreiten zu können; müssen die Leute zwingen, die nöthigen Wachen zu thun; müssen die Verbrecher bestrafen, die Uebermüthigen im Zaum halten, und wann die Umstände ein schnelles Ausrücken zu Lande oder zu Wasser erfodern, so dürfen wir den Saumseligen nicht nachsehen. Dazu bedarf ein Despot auch Söldner: die schwerste Last für die Bürger! denn diese, glauben sie, halte der Despot, nicht seiner Sicherheit, sondern seiner Habsucht wegen.

Simonides. Daß alle diese Dinge besorgt werden müssen, leugne ich nicht. Indessen

sen scheinen mir einige Geschäfte zwar sehr verhaßt, andere aber auch sehr beliebt zu machen. Lehren, was das Beste ist, und den, der dieß am vortrefflichsten verrichtet, loben und ehren, das ist ein gefällig machendes Geschäfte; dahingegen den, der etwas mangelhaft thut, tadeln, ihn zwingen, mit Geld- oder Leibesstrafen belegen, das muß nothwendig mehr Haß erwecken. Ich bin daher der Meynung, daß ein Regent die Bestrafungen, wo sie Noth thun, andern auftragen, die Belohnungen aber selbst austheilen müsse. Daß dieß sehr wohl angehe, bezeugt die Erfahrung. Wollen wir z. B. einen Wettstreit mit Chören anstellen, so setzt der Archon die Preise aus; das Zusammenbringen der Personen aber überträgt er den Chorführern, andern wiederum sie zu belehren, und bei denen, welche ihre Schuldigkeit nicht thun, Zwang zu gebrauchen. Geschieht hier nicht das Gefällige durch den Archon, das Mißfällige durch andere? Was hindert denn, in Staatsgeschäften eben so zu verfahren? Die Staaten sind ja alle in Stämme, in größere und kleinere Volkshaufen abgetheilt; und jede Abtheilung hat ihre Obern. Wenn man nun auch hier, wie bei Chören, Preise auf gute Bewaffnung und Ordnung, auf Reitergeschicklichkeit, auf Tapferkeit im Kriege, und auf Redlichkeit im Handel und Wandel aussetzte, sollten alsdann nicht auch alle diese Dinge emsig und mit Wetteifer geübt werden? Ja gewiß!

sie würden, von Ehrbegierde getrieben, weit schneller hinzueilen, wo es Noth thäte; würden die Gelder, wenn's die Umstände erfoderten, weit geschwinder einbringen; und — was das allernützlichste ist, am wenigsten aber aus Ehrbegierde betrieben zu werden pflegt — selbst der Ackerbau würde sehr gewinnen, wenn man nach Gütern oder Dörfern für die, welche den Acker am besten bestellten, Preise aussetzte; und die Bürger, welche sich stark darauf legten, würden ungemein viel Gutes damit erzielen. Die Einkünfte würden vermehrt werden, und mehr Sittlichkeit dem Fleiße zur Seite gehen: denn Uebelthaten erzeugen sich minder in thätigen Menschen.

Falls auch der Handel dem Staate nützlich ist, so würde es auch mehrere Handelsleute hinziehen, wenn der, welcher den größten Handel treibt, einer vorzüglichen Ehre genösse. Würde es bekannt, daß der, welcher eine harmlose Einnahme für den Staat ausfindig machte, sich Ehre damit erwürbe; so würde auch diese Untersuchung nicht ausbleiben. Kurz! wenn es überall sichtbar wäre, daß der, welcher etwas Gutes einführte, nicht unbelohnt bliebe; so würden viele dadurch angetrieben werden, mit allem Fleiße auf etwas Gutes zu sinnen; und wenn viele die Vortheile des Staats sich angelegen seyn ließen: so müßte nothwendig auch mehr erfunden und aus-

ausgeführt werden. Fürchtest du aber, Hieron, die Aussetzung vieler Preise erfordere zu viele Kosten; so erwäge nur, daß keine Handelsartikel einträglicher sind, als die, welche die Leute um Preißbelohnungen kaufen. Du siehst an den ritterlichen, gymnastischen und musikalischen Kampfspielen, wie kleine Preißbelohnungen die Leute zu großen Kosten, vielen Arbeiten und Bemühungen antreiben.

Hieron. Dein Rath gefällt mir, Simonides! Könntest du aber wohl in Ansehung der Söldner etwas angeben, daß man ihrentwegen nicht gehaßt werde? Oder behauptest du, daß ein Regent, der sich Liebe erworben, überall keiner Trabanten mehr vonnöthen habe?

Simonides. Nein, wahrlich! er wird ihrer bedürfen. Ich weiß, daß einige Menschen grade so geartet sind, wie die Rosse: je reichlicher sie haben, was sie brauchen, desto muthwilliger sind sie. Dergleichen Leute wird die Furcht vor den Trabanten besser in Ordnung halten. Tugendhaften Leuten aber kannst du durch nichts so große Dienste leisten, als durch die Soldaten. Du hältst sie freilich auch zu deiner eignen Bewachung: es sind aber auch schon viele Herrn durch ihre Sklaven gewaltsam umgekommen. Wenn also dieß eine der ersten Vorschriften für die Soldaten wäre, daß sie, als

die Trabanten aller Bürger, allen zu Hülfe kommen sollten, wenn sie etwas dergleichen merkten; — es finden sich, wie wir alle wissen, auch bisweilen Uebelthäter in den Städten — wenn sie nun auch über diese zu wachen angewiesen wären; so würden die, welche Nutzen von ihnen hätten, dieß schon einsehen. Ueberdieß könnten sie auch füglich den Arbeitern auf dem Felde, und dem Vieh, sowohl dem deinigen, als dem übrigen im Lande, am besten Ruhe und Sicherheit gewähren. Sie sind auch geschickt, durch Bewachung der gelegenen Oerter, den Bürgern zur Abwartung ihrer eignen Geschäfte Musse zu verschaffen. Wer ist überdieß besser im Stande, heimliche und plötzliche Einfälle der Feinde vorauszusehen, oder abzuhalten, als Leute, die stets in den Waffen und gerüstet sind? Was ist vollends in einem Feldzuge den Bürgern nützlicher, als besoldete Krieger? Diese sind natürlich am bereitwilligsten, Arbeiten, Gefahren und Wachen für sie zu übernehmen. Auch die angrenzenden Staaten werden durch die stets gerüsteten Krieger genöthiget werden, recht friedliebend zu seyn: denn eine regulirte Mannschaft ist ohne Zweifel am besten im Stande, den Freunden Sicherheit zu gewähren, den Feinden eine Niederlage beizubringen. Wenn also die Bürger einsehen, daß diese Söldner keinem, der nichts Böses thut, Leides zufügen, daß sie den Unfug der Missethäter verhindern, den

Be-

Beleidigten beistehen, für die Bürger besorgt sind, und sich für sie wagen; wie ist es dann anders möglich, als daß sie aufs freudigste die Kosten für dieselben hergeben? Unterhalten sie doch für sich über weit geringere Güter ihre Wächter! Du mußt dich auch nicht weigern, Hieron, von deinen eigenen Besitzungen zum gemeinen Besten etwas aufzuwenden. Was für den Staat verwandt wird, ist, meines Bedünkens, zweckmäßiger angelegt, als was der Despot für seine eigene Person verwendet. Laß es uns im einzelnen betrachten. Was, meynst du, wird dir zur größern Zierde gereichen, ein mit unermeßlichen Kosten ausgeschmückter Pallast, oder ein ganzer mit Mauern, Tempeln, Säulen, Marktplätzen und Häven versehener Staat? In welchem Falle wirst du den Feinden furchtbarer erscheinen, wenn du selbst mit den schrecklichsten Waffen geschmückt bist, oder wenn dein ganzer Staat wohlbewaffnet ist? In welchem Falle glaubst du mehrere Einkünfte zu gewinnen, wenn du nur deine eigenen Güter in gutem Stande erhältst, oder wenn, durch deine Veranstaltungen, die Güter aller Bürger sich in gutem Stande befinden? Und — was für die schönste und würdigste Beschäftigung gehalten wird — die Unterhaltung der Wagen zu Wettkämpfen; auf welche Weise glaubst du mehr Ehre damit einzulegen, wenn du selbst unter allen Griechen die meisten Wagen hältst, und in die feierlichen

Volksversammlungen sendest, oder wenn aus deinem Staate die mehrsten Pferdehalter und Wettkämpfer erscheinen? Was dünkt dich schöner, durch die Trefflichkeit eines Wagens, oder durch die Glückseligkeit des Staates, dem du vorstehest, zu siegen? Ja! ich behaupte, daß es auch nicht einmal einem regierenden Herrn gezieme, sich mit Privatpersonen in Wettkämpfe einzulassen: denn als Sieger würdest du nicht bewundert, sondern beneidet werden; weil du aus vieler Beuteln die Kosten hernimmst: und besiegt, würdest du mehr als jeder andere verlacht werden. Dahingegen behaupte ich, Hieron, daß du mit andern Staatsvorstehern einen Wettkampf zu bestehen hast; und wenn du unter ihnen den Staat, welchem du vorstehest, als den glücklichsten darstelltest, dann würdest du im schönsten und glänzendsten aller menschlichen Wettkämpfe den würdigsten Sieg erlangen. Erstlich würdest du dadurch unfehlbar die erwünschte Liebe deiner Unterthanen gewinnen; sodann würde nicht ein einzelner Herold deinen Sieg ausrufen, sondern alle Welt deine Verdienste preisen. Du würdest nicht bloß von Privatpersonen bemerkt, sondern von ganzen Staaten hochgeschätzt, nicht bloß im Stillen, sondern auch öffentlich von jedermann bewundert werden. Du könntest, was Sicherheit betrifft, nach Gefallen verreisen, um etwas zu sehen; könntest es auch hier in deinem Hause haben. Es würde

stets eine Versammlung von Leuten bei dir seyn, die ihre Wissenschaft, ihre Kunst, ihre Geschicklichkeit zeigen wollten, und dir zu dienen wünschten. Jeder Anwesende wäre dein Bundesgenosse; der Abwesende wünschte dich zu sehen. Du würdest nicht nur der Freund, sondern der Liebling der Menschen seyn; — — würdest selbst ohne Furcht, andern Furcht erwecken, daß dir nicht etwas zustoße; würdest dich eines willigen Gehorsams von deinen Unterthanen erfreuen, und sie von freien Stücken für dich besorgt sehen. In Gefahren würdest du die Leute nicht nur bereit finden, mit dir zu streiten, sondern auch, sich vor dir an die Spitze zu stellen. Mit vielen Geschenken beehrt, fehlte es dir nicht an Mitteln, deinen Freunden Gutes zu vergelten. Alle würden sich über dein Wohlergehen mit dir freuen; alle für dein Eigenthum wie für das ihrige streiten: und zu Schätzen hättest du alle Reichthümer deiner Freunde. Drum sey gutes Muths, Hieron! bereichere deine Freunde, und du wirst dich selbst bereichern: bringe deinen Staat empor, und du wirst deine eigene Macht vergrößern. Erwirb dem Staate auch Bundesgenossen. Betrachte das Vaterland als dein Haus, die Bürger als deine Gefährten, die Freunde als deine leiblichen Kinder, die Kinder als dein eignes Leben: und suche diese alle im Wohlthun zu besiegen. Wenn du die Freunde im Wohlthun überwindest; so werden die Fein-

de dir nicht widerstehen können: und wenn du dieses alles thun wirst, so wird dir gewiß das schönste und seligste aller irdischen Güter zu Lohne werden, Glückseligkeit ohne Neid.

18.

Einige Züge aus der Lobrede auf den König Agesilaos. *)

Agesilaos, König von Sparta, war noch ein junger Mann, als er zu dieser Würde gelangte, und

*) Ed. Zeunii pag. 270. Xenophon war nach Vollendung seines berühmten asiatischen Feldzuges aus seinem Vaterlande verwiesen worden, hatte sich dann nach Sparta begeben, und hier vom König Agesilaos vieler ausgezeichneten Freundschafts- und Ehrenerweisungen genossen. Theils durch die nähere Bekanntschaft mit diesem würdigen Fürsten, theils auch durch die von ihm erhaltenen Wohlthaten veranlaßt, schrieb er in seinem hohen Alter diese kleine Lobrede. Ein Ehrendenkmal, von welchem Cicero (Ep. ad Diverſ. 5, 12) sagt: daß es dem Agesilaos, der die Verfertigung und Aufstellung seines Bildnisses nicht hatte gestatten wollen, zur größern Zierde gereiche, als alle Gemälde und Statüen der treff-

und kaum hatte er die Regierung angetreten, als die Nachricht kam, das der Perserkönig eine große Land- und Seemacht zusammenbringe, und zwar gegen die Griechen. Als die Lakedämonier sich deshalb mit ihren Bundesgenossen berathschlagten, erbot sich Agesilaos, mit einigen Truppen nach Asien überzusetzen und einen Friedensversuch zu machen, oder falls der Perser Krieg wollte, ihm den Uebergang nach Griechenland zu verwehren. Das Anerbieten ward mit großem Beifalle angenommen, und Agesilaos demüthigte den Stolz des übermüthigen Persers durch wiederholte Siege. — Hier zu-

trefflichsten Künstler. Allein ob diese Lobschrift, die wir haben, die echte sey? dieß hat man in neuern Zeiten, und, wie mich dünkt, nicht mit Unrecht, in Zweifel gezogen. Wenn gleich Valkenärs Behauptung, daß das Ganze das Machwerk oder doch nur der Auszug eines Sophisten sey, zu weit getrieben seyn mögte; so scheint doch diese kleine Schrift, in der Gestalt, wie wir sie haben, Xenophons nicht ganz würdig zu seyn, wenigstens nicht so viel Rühmens, als Cicero und überhaupt die Alten davon machten, zu verdienen. Auch ist unleugbar, daß mehrere Stellen (vergl. cap. VIII, 6. IX, 1.) aus dem Zusammenhange gerissen, und andere, vorzüglich am Ende offenbar von fremder Hand eingeschoben sind. Hier habe ich nur das Bessere, nur das zu meinem Zweck dienliche, und was nicht schon an andern Orten besser gesagt war, ausgehoben. s. cap. I, 6—7. 20—22. 36. II, 13. IV, 4—6. VII, 1—3. VIII, 1—4. 8. XI.

erst einige Grundsätze und Handlungen des Agesilaos als Feldherrn.

Agesilaos hatte die Einsicht, daß ein verheertes und verwüstetes Land nicht lange eine Armee zu unterhalten vermöge, ein besäetes und bewohntes Land hingegen einen immerwährenden Unterhalt gewähre: er war deshalb bemüht, sich die Feinde nicht bloß mit Gewalt zu unterwerfen, sondern sie auch durch sanfte Behandlung an sich zu ziehen. Häufig machte er es auch den Soldaten zur Pflicht, die Gefangenen nicht als Verbrecher zu behandeln, sondern sie als Menschen zu bewachen. Oft, wenn er bei Veränderung des Lagers bemerkte, daß von den Marketendern kleine Kinder zurückgelassen waren, als welche viele verkauften, weil sie dieselben nicht fortbringen und ernähren zu können glaubten; so sorgte er auch für diese, daß sie irgendwohin gebracht würden. Desgleichen befahl er, für die Alters halber zurückgelassenen Gefangenen zu sorgen, daß sie weder von Hunden noch von Wölfen zerrissen würden: so daß nicht nur alle, welche dieß hörten, sondern auch selbst die Gefangenen ihn lieb gewannen. In allen Städten, die er an sich zog, hob er solche Dienste auf, die nur Sklaven ihren Herrn leisten, und verordnete, daß sie als freie Menschen ihren Obern gehorchen sollten. Einige durch Gewalt nicht zu erobernde Festungen, machte er

sich

sich durch seine Menschenliebe unterwürfig. — — Ganz außerordentliche Hochachtung verdient er auch deshalb, daß er als Befehlshaber sehr vieler Städte auf dem festen Lande, als Befehlshaber auch über die Inseln — indem der Staat ihm auch die Flotte übergeben hatte — stets wachsend an Ruhm und an Macht, da es ihm freistand, sich vieler Vortheile nach seinem Gefallen zu bedienen, da er überdieß — was das wichtigste ist — dachte und hoffte, das Reich, welches vormals Griechenland mit Krieg überzogen hatte, zu zerstören; gleichwohl von alle dem sich nicht überwinden ließ, sondern bei der Ankunft des obrigkeitlichen Befehls von Hause: daß er dem Vaterlande zu Hülfe kommen solle, dem Staate nicht anders gehorchte, als ob er allein vor den Fünfen im Ephoreum stände. *) Ein deutlicher Beweis, daß er auch die ganze Welt nicht für sein Vaterland nähme, noch die neuerworbenen Freunde für die alten, noch einen

*) Ephoreum hieß der Versammlungssaal der Ephoren, oder fünf obersten Magistratspersonen zu Sparta. Sie wurden alle Jahre vom ganzen Volke gewählt, und konnten selbst die Könige zur Verantwortung ziehen und absetzen. — Agesilaos ward zu Hause gerufen, weil die Athenienser und Böotier, theils aus Haß und Neid gegen die Lakedämonier, theils durch die Eingebungen und Geschenke des Perserkönigs, sich hatten verleiten lassen, den Lakedämoniern den Kreg anzukündigen.

nen schändlichen und gefahrlosen Gewinn lieber, als mit Gefahr einen ehrlichen und gerechten. —

Nach der blutigen Schlacht bei Koronea, in welcher Agesilaos zwar gesiegt hatte, aber selbst verwundet ins Lager gebracht war, sprengten einige Reiter zu ihm heran, mit der Nachricht, daß 80 Mann von den Feinden mit den Waffen vor dem Tempel wären, und fragten ihn, was sie thun sollten? Er, obgleich ganz mit Wunden aller Art bedeckt, vergaß dennoch die Pflichten der Gottesfurcht nicht; sondern befahl, sie frei gehen zu lassen, wohin sie wollten, gestattete auch nicht, ihnen Leides zu thun, und beorderte seine Reiter, sie zu geleiten, bis sie in Sicherheit wären. —

Agesilaos beobachtete nicht nur seine Pflichten gegen die Gottheit sondern auch gegen die Menschen; er war nicht nur gerecht, sondern auch gütig, und wohlthätig ohne Eigennutz. Hätte er seine Gunstbezeugungen verkauft oder seine Wohlthaten um Lohn ertheilet: so würde keiner im geringsten ihm verbindlich zu seyn geglaubt haben. Wer aber umsonst Gutes erhielt, der ist stets mit Freuden seinem Wohlthäter dienstergeben, sowohl der empfangenen Wohlthat halben, als auch weil man ihn würdig gehalten, eine Gunstbezeugung, ihm gleichsam als ein Unterpfand, zur Bewahrung anzuvertrauen.

Wer lieber mit Großmuth wenig, als mit Unrecht viel haben wollte; wie sollte der nicht allen schändlichen Gewinn aufs äußerste verabscheuen? Dem Agesilaos war vom Staate das ganze Vermögen des Agis *) zuerkannt worden, gleichwohl gab er die Hälfte desselben dessen mütterlichen Verwandten, weil er sie in Armuth sah. Daß dieses wahr sey, bezeuget ganz Lakedämon.

Tithraustes, (Diener des Perserkönigs) bot ihm große Geschenke, wenn er aus dem Lande abziehen wollte: Bei uns, antwortete ihm Agesilaos, ist man der Meynung, daß es einem Feldherrn rühmlicher sey, die Armee, als sich selbst zu bereichern, und von den Feinden vielmehr Beute als Geschenke zu nehmen. —

Alle einzelnen Beweise seines Patriotismus aufzuzählen würde zu weit führen: denn, meines Erachtens, giebt es keine unter allen seinen Verrichtungen, die nicht darauf abzweckte. Kurz! jeder weiß, daß Agesilaos, wo er dem Vaterlande nützen zu können glaubte, sich keinen Beschwerden entzog, keine Gefahren scheute, kein Geld schonte, weder seinen Körper **) noch sein

*) Agis war des Agesilaos Bruder. s. cap. I. 5.

**) Agesilaos war von kleiner Statur, sehr schwächlicher Gesundheit, und hinkte mit einem Fuße.

sein Alter vorwandte; sondern es für die Pflicht eines guten Königes hielt, den Unterthanen, so viel möglich, Gutes zu thun.

Unter die größten Dienste, die er seinem Vaterlande leistete, setze ich auch dieß, daß er, als der Mächtigste im Staate, die größte Verehrung für die Gesetze sehen ließ. Denn wie könnte einer ungehorsam seyn wollen, wenn er den König selbst gehorchen sieht? Wer wird wohl vermeynter Beeinträchtigungen wegen Neuerungen unternehmen, wenn er weiß, daß auch der König sich den gesetzlichen Aussprüchen unterwirft? Er, der auch gegen die Andersgesinnten im Staate, sich wie ein Vater gegen seine Kinder betrug. Er schallt sie über ihre Vergehungen, belohnte sie, wenn sie etwas Rühmliches gethan hatten, stand ihnen zur Seite, wenn sie ein Unfall betraf. Keinen Bürger sah er als seinen Feind an, er wollte gern alle loben, achtete es für Gewinn, alle zu erhalten, und für Verlust, wenn auch nur der Geringste umkam. Er war offenbar überzeugt, daß sein Vaterland stets glücklich seyn werde, wenn die Bürger standhaft bei den Gesetzen verblieben, und mächtig, wenn die Griechen weise würden. — —

Auch sein einnehmendes gefälliges Wesen verdient, nicht verschwiegen zu werden. Wiewohl er mit der höchsten Ehre, mit der größten

Macht,

Macht, überdieß mit der königlichen Würde bekleidet, und diese nicht mit Nachstellungen sondern mit Liebe begleitet war, sah man doch nicht die geringste Aufgeblasenheit an ihm, seine Leutseligkeit aber und Dienstgeflissenheit gegen die Freunde bemerkte man, auch ohne sie zu suchen.

Er nahm höchstgern an scherzhaften Gesprächen Theil, trieb aber alles mit Ernst, was er seinen Freunden schuldig war.

Sein hoffnungsvolles Herz, sein guter Muth und beständiger Frohsinn machten, daß viele seinen Umgang suchten, nicht bloß um etwas bei ihm auszuwirken, sondern auch, um einen fröhlichen Tag zu haben. So weit er von Großsprecherei entfernt war, so hörte er doch die, welche sich selbst lobten, geduldig an, in der Meynung, daß sie damit keinen Schaden stifteten, vielmehr brave Männer zu werden versprächen.

Wie er zur rechten Zeit auch hohen Sinn bewieß, darf nicht übergangen werden. Als er einen Brief vom Perserkönige erhielt, — worin dieser von Gastfreundschaft und Liebe zu ihm sprach, nahm er denselben nicht an, sondern sagte dem Ueberbringer, er solle dem Könige nur berichten: „daß er keine Privatbriefe an ihn zu schicken brauche: Wenn er sich als einen Freund gegen

gegen Lakedämon, und gutgesinnt gegen Griechenland zeigte; so würde auch er sein größter Freund seyn. Woferne er aber über Verrätherei betroffen wird, sagte er, so wähne er nicht, mich zum Freunde zu haben, wenn ich auch noch so viele Briefe von ihm erhielte." — Ich lobe es am Agesilaos, daß er, den Griechen zu Gefallen, die Gastfreundschaft des Perserkönigs nicht achtete: und ich verehre seinen Grundsatz: daß nicht der, welcher die mehrsten Schätze habe, und über die mehrsten herrsche; sondern der, welcher selbst besser wäre und die Bessern beherrschte, höher von sich denken dürfe. —

Da er seinen Aufwand seinen Einkünften anpaßte, so war er auch nicht genöthiget, des Geldes wegen eine Ungerechtigkeit zu begehen. Man hält es für rühmlich, Festungen, die von Feinden nicht erobert werden können, anzulegen; nach meinem Urtheile ist es noch weit rühmlicher, seinen Geist also zu bereiten, daß er von keinen Schätzen, von keinen Wollüsten, von keiner Furcht zu erobern stehet. — —

Agesilaos verehrte das Heilige auch bei den Feinden, überzeugt, daß man den Beistand der Götter nicht minder im feindlichen, als im freundschaftlichen Gebiete suchen müsse. — Unaufhörlich prieß er die Götter, des Glaubens, daß heilige Thaten sie nicht minder, als reine Opfer,

erfreuten. Im Glücke überhob er sich nicht, sondern wußte den Göttern dafür Dank, und brachte im Wohlseyn mehrere Opfer, als er in der Noth gelobet hatte.

Er hatte sich gewöhnt, bei Besorgnissen heiter zu scheinen, im Glücke sanftmüthig zu seyn. Nicht die mächtigsten, sondern die gutwilligsten Freunde waren ihm die liebsten. Er haßte es nicht, wenn jemand Beleidigungen ahndete, wohl aber wenn er sich für Wohlthaten undankbar zeigte. Es freute ihn, die Gewinnsüchtigen arm zu sehen, die Redlichen reich zu machen: er wollte, daß die Gerechtigkeit vortheilhafter, als die Ungerechtigkeit, seyn sollte. Er pflegte mit allerlei Leuten umzugehen, aber nur der Guten sich zu bedienen. Wenn ihm jemand andere gegen ihn lobte oder tadelte, so glaubte er die Sitten des Urtheilenden nicht minder als des Beurtheilten kennen zu müssen. Er tadelte diejenigen nicht, welche sich von Freunden, desto mehr aber die, welche sich von Feinden hintergehen ließen. — — Lob freute ihn nur von denen, die auch tadelten, was nicht recht war. Er haßte keinen, der freimüthig sprach. Vor verschlossenen Menschen hütete er sich, wie vor Fallstricken. Die Verleumder haßte er ärger als Diebe: denn er achtete es für einen größern Schaden, seiner Freunde als seiner Güter beraubt zu werden.

Die Vergehungen geringer Leute ertrug er mit Sanftmuth, die der obrigkeitlichen Personen nahm er hoch auf: denn jene, urtheilte er, stifteten nur wenig, diese aber großes Unheil. Der königlichen Würde ziemte, seines Erachtens, nicht üppiger Müssiggang, sondern edle Thätigkeit. Ein Denkmal seines Körpers zu errichten, gestattete er nicht, wiewohl ihn viele damit beehren wollten: niemals aber hörte er auf, Denkmäler seines Geistes zu erarbeiten: jenes, meynte er, sey der Bildhauer Werk, dieß sein eigenes; jenes für Reiche, dieß für Gute.

Von seinem Vermögen machte er nicht bloß einen gerechten, sondern auch edlen Gebrauch; für den Gerechten, glaubte er, sey es genug, andern das ihrige zu lassen; der Edle aber müsse auch mit dem seinigen nützlich werden. —

Er hielt es für ein größeres Unglück, wissentlich, als unwissentlich das Gute zu versäumen, und begehrte keinen Ruhm, den er nicht selbst verdienet hatte. Mit wenig andern schien er mir die Tugend nicht für eine Last, sondern für Wollust zu halten. Lob erfreute ihn mehr als Gütererwerb. Tapferkeit zeigte er mehr mit Ueberlegung als mit Weisheit und Kühnheit übte er mehr in Thaten, als in Worten. Gegen seine Freunde war er höchst sanftmüthig, den Feinden höchst furchtbar, unerschütterlich standhaft

in Mühseeligkeiten, gerne nachgebend gegen Freunde, und begieriger nach schönen Thaten, als nach schönen Körpern. Im Wohlergehen wußte er Bescheidenheit, in Widerwärtigkeiten guten Muth zu bewahren. Holdseligkeit suchte er nicht in Possen sondern in seinen Sitten, und Geistesgröße bewieß er nicht durch Uebermuth sondern durch Einsicht. Aufgeblähten Menschen begegnete er mit Verachtung, bescheidenen mit Demuth. Er setzte eine Ehre darin — für sich selbst möglichst wenig zu bedürfen, und seinen Freunden am nützlichsten zu seyn. Ueberdieß war er der schwerste Gegner im Kampfe, der gelindeste Sieger; von Feinden äußerst schwer zu betrügen, gegen Freunde voll Zutrauens; stets bemüht, die Angelegenheiten der Freunde in Sicherheit zu stellen, die der Feinde zu untergraben *).

Seine Verwandten nannten ihn einen liebreichen Versorger, die, welche ihn gebrauchten, einen Allgewährenden; die ihm einen Dienst ge-

*) Man darf hier nicht vergessen, daß Agesilaos als Feldherr geschildert wird, und mithin nicht von seinen Privatfeinden, sondern von den Feinden des Staates die Rede ist: so wie überall, wo die Bestrafung und Demüthigung der Feinde als etwas Gutes gerühmt wird.

leistet hatten, den Eingedenken; die Gekränkten einen Helfer; die mit ihm in Gefahr waren, nächst den Göttern ihren Retter.

Meines Bedünkens war er auch der Einzige, der durch sein Beispiel zeigte, daß bei tugendhaften Männern zwar die Kräfte des Körpers altern, die Stärke des Geistes aber unveralternd sey. Er ließ nicht ab, nach großem und schönen Ruhme zu streben, so lange sein Körper die Stärke seines Geistes zu ertragen vermogte. — — So blieb er bis an sein Ende für das Vaterland ein äusserst nützlicher Mann; selbst nach seiner Vollendung noch dem Staate von großem Nutzen, gieng er zu der ewigen Wohnung über. Er hatte sich Denkmahle seines Verdienstes auf der ganzen Erde erworben, und erhielt ein königliches Grab in seinem Vaterlande.

19.

Anekdoten vom Agesilaos, aus dem Plutarch *).

Agesilaos der Große war einst bei einem Trinkgelage durch das Loos zum Vorsitzer ernannt wor-

*) Diese Anekdoten sind aus den Apophthegmatibus Laconicis genommen. Ob sie dem Plutarch oder einem

worden. Der Weinschenke fragte ihn: wieviel er jedem zubringen sollte? Wenn viel Wein vorräthig ist, sagte er, einem jeden soviel als er fodert: ist aber wenig da, so gieb allen gleichviel.

Jemand lobte einen Redner wegen seiner Geschicklichkeit, kleine Dinge groß zu machen: Ich, sagte er, halte den nicht für einen tüchtigen Schuster, der für einen kleinen Fuß große Schuhe macht. Da er als Knabe einst den öffentlichen Knabenspielen *) beiwohnte, und der Vorsteher ihm einen unrühmlichen Platz anwies, gehorchte er, wiewohl er schon zum Könige ernannt war. Gut! sagte er, ich werde

einem spätern Grammatiker angehören, mag dahin gestellt bleiben. Ich habe mir hiermit vorgegriffen, weil ich glaubte, daß meine Leser, die im vorhergehenden Stücke mit dem guten Agesilaos schon bekannt geworden sind, und ihn vielleicht lieb gewonnen haben, das Sittengemälde desselben lieber zusammensehen, und auf solche Weise auch ein vollständigeres Bild von ihm erhalten würden. Was schon in der Xenophontischen Lobschrift vorgekommen ist, habe ich hier weggelassen.

*) Gymnopaidia war ein großes Fest zu Sparta, an welchem die Knaben auf dem Markte unbekleidet tanzten und das Lob der bei Thyras gebliebenen sangen.

zeigen, daß nicht der Platz den Mann ehrt, sondern der Mann dem Platz seinen Rang giebt.

Jemand fragte ihn, wozu Lykurgs Gesetze Sparta genützt hätten: Zur Verachtung der Wollüste, antwortete er. Einem andern, der über die Mittelmäßigkeit seiner Kleidung, und sowohl seiner als der übrigen Lakedämonier ihre Nahrung Befremdung äußerte, erwiederte er: durch diese Lebensart, mein Freund, haben wir uns die Freiheit gerettet.

Die Thasier *) wollten ihn, der großen Wohlthaten wegen, die sie ihm verdankten, durch Tempel und Vergötterungen ehren, und schickten deshalb Gesandten an ihn ab. Als er hörte, welche Ehre die Gesandten ihm antrugen, fragte er sie: ob ihr Vaterland denn Menschen vergöttern könne? Sie bejahten es: Wohlan! erwiederte er, macht euch selbst erst zu Göttern, wenn ihr damit fertig geworden seyd, dann will ichs euch zutrauen, daß ihr auch mich zum Gotte werdet machen können.

Jemand

*) Thasus, eine im Aegäischen Meer, an der südlichen Küste von Thrakien gelegene, durch ihren schönen Wein und Marmor berühmte Insel.

Jemand fragte ihn: warum Sparta unbefestigt sey? Diese hier, sagte er, auf die bewaffneten Bürger zeigend, sind die Festungswerke der Lakedämonier. Einem andern, der die nämliche Frage that, gab er zur Antwort: die Städte müssen nicht durch Holz und Steine, sondern durch die Tugenden der Einwohner befestiget werden.

Seinen Freunden gab er die Regel, sie sollten nicht an Geld und Gut, sondern an Tapferkeit und Tugenden reich zu werden suchen.

Daß er keinem in Ertragung der Beschwerden nachstand, und sich selbst beherrschte, dieß rechnete er sich zur größern Ehre, als die königliche Würde. Auf die Frage: wie er sich so großen Ruhm erworben habe? gab er zur Antwort: durch Verachtung des Todes.

Als er von den Ephoren, wegen des dem Spartanischen Staate bevorstehenden Griechischen Krieges, aus Asien zurückberufen wurde, schrieb er ihnen folgenden Brief:

Agesilaos entbiethet den Ephoren seinen Gruß!

„Wir haben einen großen Theil Asiens überwältiget, die Barbaren geschlagen, und in Jonien ein großes Waffenmagazin angelegt. Da ihr aber

befehlet, daß ich mich zur bestimmten Zeit einstellen soll, so werde ich dem Befehle folgen, ihm vielleicht zuvorkommen. Denn ich führe die Herrschaft nicht für mich selbst, sondern für den Staat und die Bundesgenossen. Nur dann führt ein Befehlshaber mit wahrem Rechte die Herrschaft, wenn er zugleich den Gesetzen und den Ephoren, oder wer sonst im Staate die Regierung hat, unterthan ist."

Als ihn jemand fragte: weshalb die Lakedämonier vor andern glücklich wären? gab er zur Antwort: weil sie sich vor andern üben, zu herrschen, und beherrscht zu werden.

Ein anderer bat ihn: an seine Gastfreunde in Asien zu schreiben, damit ihm sein Recht würde: Meine Gastfreunde, sagte er, thun von selbst was recht ist, wenn ich auch nicht schreibe.

Menekrates *). der Arzt hatte, weil er in einigen verzweifelten Kuren glücklich gewesen war,

*) Menekrates war aus Syrakus. Nach dem Athenäus (lib. VII. cap. 10.) soll er sich selbst den Namen Jupiter beigelegt, und den erwähnten Brief an den König Philip von Makedonien geschrieben haben. Das Auffallende in seinem Briefe liegt in dem Namen Jupiter, sonst war es der gewöhnliche Gruß und Anfang aller Briefe bei den Griechen. N. wünscht dem N. Freude!

war, den Beinamen Jupiter erhalten. Er bediente sich hoffärtiger Weise dieser Benennung, und wagte es, also an den Agesilaos zu schreiben: „Menekrates Jupiter wünscht dem Agesilaos Freude!“ — Ohne weiter zu lesen schrieb Agesilaos zurück: „König Agesilaos wünscht dem Menekrates Gesundheit!“

Auf die Frage, welche Tugend besser sey, die Tapferkeit oder die Gerechtigkeit? erklärte er: die Tapferkeit sey nichts nütze ohne Gerechtigkeit; und würde jedermann gerecht, so würde die Tapferkeit ganz entbehrlich seyn.

Die Bewohner Asiens pflegten den König der Perser mit dem Beinamen des Großen zu benennen *): Was ist er denn größer als ich, sagte Agesilaos, wenn er nicht gerechter und vernünftiger ist?

Auf die Frage, wie einer am meisten Ansehen bei den Menschen erlangen könne? antworte-

*) Der König von Persien ward auch von den Griechen der Große genannt, wahrscheinlich zum Unterschiede von den kleinen Asiatischen Königen, die unter seinem Schutze standen. Daher heißt der Perserkönig bei den ältern Schriftstellern schlechtweg der König.

wortete er: wenn er am besten spricht, und am edelsten handelt.

Ein anderer forschte von ihm: was die Knaben lernen müßten? Das, sagte er, was sie auch als Männer noch brauchen können.

Als ein außerordentlich großer Kinderfreund soll er in seinem Hause mit seinen kleinen Knaben auf einem Steckenpferde reitend gespielt haben: da er von einem seiner Freunde hierüber betroffen wurde, bat er ihn, es keinem zu sagen, bevor er selbst Vater von solchen Kindern geworden wäre.

Als er nach seiner Rückkunft aus Aegypten auf dem Sterbebette lag, gebot er denen, die um ihn waren: sein Bildniß weder in Statüe noch im Gemälde verfertigen zu lassen. Wenn ich, sagte er, ein gutes Werk verrichtet habe, so wird dieß mein Denkmal seyn! wo nicht, so werden mir alle Bildsäulen, die Arbeiten unwürdiger Handwerker, nichts helfen.

20.

Untersuchungen über das Wesen der Gottheit *).

Daß die Gottheiten über uns sind, ist allgemein anerkannt. Es ist genung, sie nach bestem Vermögen zu verehren. Von welcher Beschaffenheit sie aber sind, ist weder leicht zu finden, noch erlaubt zu forschen. Brauchen doch auch Sklaven nicht die Natur oder die Handlungsweise ihrer Gebieter zu kennen: ihnen geziemet nur Dienstbeflissenheit. Und — was das wichtigste ist — so achtungswürdig diejenigen sind, welche sich um menschliche Angelegenheiten bemühen; so großes Ungemach ziehen sich diese zu, die durch viele eitle und unzeitige Untersuchungen nach Ruhm streben. Wann, mein Aeschines, hat jemand den Sokrates je über himmlische Dinge reden, oder die Erlernung von Zeichen und Linien zur Besserung des Lebens empfehlen hören? — Die Musik, wissen wir, verstand er bloß nach dem Gehör. Unaufhörlich aber sprach er von dem was schön, was Mannheit, was Gerechtigkeit ist, und was andere Tugenden sind. Diese nannte er menschliche Güter,

das

*) Aus einem Briefe Xenophons an den Aeschines s. Zeunii Edit. Oeconomici pag. 337. §. 3 seq.

das andere, sagte er, sey entweder für Menschen unbegreiflich, oder gränze ans Fabelhafte, wie die Spielwerke überweiser Sophisten.

21.

Die beste Ausstattung *).

Wisse es! Sokrates sagte oft zu uns: Menschen, die nur dafür sorgen, daß ihre Söhne ein großes Vermögen haben, daß sie aber edel und tugendhaft werden mögen, außer Acht lassen, gehe es eben so wie den Pferdehaltern, die ihren Rossen sehr reichliches Futter geben, sie aber zum Kriege nicht abrichten. So würden sie zwar fettere Rosse haben, die aber zum Gebrauche ungeschickt wären: denn die Tugend eines Rosses bestehe nicht in Dickfleischigkeit, sondern in Kühnheit und Geschicklichkeit zum Kriege. Denselben Fehler begiengen auch die, welche ihren Söhnen große Landgüter erwürben, auf sie selbst aber keine Sorge wendeten. Ihre Besitzungen werden dann sehr viel, sie selbst wenig werth

*) Aus einem Briefe Xenophons an den Kriton. Am a. O. pag. 340.

werth gehalten werden. Billig sollte aber doch der Besitzer einen höhern Werth haben, als die Besitzung. Wer also seinen Sohn zu einem sehr schätzbaren Manne gebildet hat, der hat ihm viel gegeben, wenn er ihm auch nur wenig hinterläßt. Denn Einsichten und Gesinnungen machen, daß etwas viel oder wenig ist; den Guten ist alles genug, den Verwahrloseten und Ungebildeten alles zu wenig. Du giebst deinen Söhnen weiter nichts als das Nöthige, was auch Gebildeten mehr als hinlänglich ist. Ungebildete befreiet der Reichthum zwar von dem gegenwärtigen Uebel des Leibes, aber die Hoffnungslosigkeit für die Zukunft vermag er nicht zu mindern.

22.

Ueber den Tod *).

Meines Bedünkens, Sotira, ist der Tod weder etwas Schändliches, noch etwas Rühmliches. Das

*) Aus einem Briefe Xenophons an den Sotira. Ebendas. pag. 341. Der zweite Absatz ist aus einem andern Briefe, und wahrscheinlich die Antwort

Das Ziel des Lebens ist aber nicht bei allen dasselbe. Die Ungleichheit der Stärke oder Schwäche unsrer Natur bringt auch eine Ungleichheit der Lebensjahre hervor. Die Ursache des Todes aber ist bald schändlich, bald rühmlich und anständig. —

Es ziemt sich nicht, über den Tod so große Trauer zu erheben. Du weißt es ja, daß wir die Geburt als den Anfang, den Tod als das Ende der menschlichen Laufbahn betrachten müssen. Er ist gestorben! das muß jeder, auch wider seinen Willen. Aber rühmlich sterben, das ist die Sache unsers freien Willens, und einer gehörigen Bildung. Gryllos ist also selig, und jeder, der nicht das längste, sondern ein tugendhaftes Leben erwählet, auch wenn ihm die Gottheit nur ein kurzes Lebensziel gegeben.

wort auf ein Condolenzschreiben des Sotira, als Xenophons Sohn, Gryllos, bei Mantinea rühmlich kämpfend gefallen war. Xenophon, erzählt Diogenes Laertius, der grade opferte, als die Nachricht vom Tode seines Sohnes kam, habe bloß den Opferkranz abgelegt, und bald darauf, als er gehört, daß er rühmlich gefallen sey, den Opferkranz wieder aufgesetzt. Nach andern soll er, ohne eine Thräne zu vergießen, gesagt haben: ich wußte, daß ich einen Sterblichen gezeugt hatte.

Pla-

Platon.

Platon, Schüler des Sokrates, und Stifter der Akademie, ward zu Kolyttos, einem bei Athen gelegenen Flecken, im 4ten Jahr der 87sten Olympiade, d. i. 430 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung geboren. Sein Vater Ariston stammte vom Kodros, dem letzten Attischen Könige, seine Mutter Periktione vom Dropides, dem Bruder Solons ab. Die Fabel giebt ihm den Apollo zum Vater.

Platon hatte einen festen und starken Körper, der die Stärke und Anstrengung seines Geistes zu ertragen vermogte. Die Brust, die Stirn, oder die Schultern waren ungewöhnlich breit, und die Ursache, warum man ihm den Namen Platon, welcher im Griechischen soviel als breit bedeutet, beilegte: denn anfangs

fangs war er nach seinem Großvater Aristokles genannt worden. Nicht minder fest und stark als sein Körper, dabei aber schöner war seine Seele, mit einer ungemein zarten Empfänglichkeit für alles Schöne, Gute und Große, mit einem tiefeindringenden Verstande, einem leichten und gefälligen Witze, einer außerordentlichen Geschmeidigkeit für alle Formen, und einer höchstlebhaften fast zu feurigen Einbildungskraft von der Natur begabt. Und diese vortrefflichen Naturanlagen wurden durch eine zweckmäßige Erziehung, durch eigenen Fleiß und durch die günstigsten Umstände entwickelt und ausgebildet.

Platon ward in allen bei den Griechen zur feinern Erziehung gehörigen Dingen, außer der Grammatik, oder dem Lesen und Schreiben, auch in der Gymnastik, in der Musik und Mahlerkunst von den geschicktesten Meistern unterrichtet. Ganz vorzüglich aber liebte er in seiner Jugend die Dichtkunst, und versuchte sich auch in mehrern Dichtungsarten. Allein die Vergleichung seiner Arbeiten mit dem Meisterwerke Homers vermogte ihn dahin, daß er seine epischen Gedichte selbst zum Feuer verurtheilte, und die Bekanntschaft mit dem Sokrates bestimmte ihn vollends, auch seine dramatischen Versuche aufzuopfern, und, mit Entsagung aller eigenen Dichterarbeiten, sich gänzlich der Philosophie zu widmen. Gleichwohl liebte und las er noch

immer

immer die Dichter. Diese Lektüre, so wie auch die frühern eigenen Versuche im dramatischen Fache, haben, wie es scheint, nicht wenig dazu beigetragen, sein natürliches Gefühl für Harmonie und Wohllaut, das ihn vor allen Prosaikern auszeichnete, noch mehr zu schärfen; und waren zugleich eine vortreffliche Vorübung für die Kunst des Dialogs, welchen Platon aufs höchste, oder doch zu einem Grade der Vollkommenheit brachte, den vor ihm keiner hat erreichen, und nach ihm keiner übertreffen können.

In seinem zwanzigsten Jahre erst ward er mit dem Sokrates bekannt, und dann in einem achtjährigen Umgange mit diesem Weisen in seiner Philosophie und Lehrmethode eingeweihet.

Als Sokrates angeklagt, und durch seine eigene, seiner Würde und seinen Verdiensten angemessene Vertheidigungsrede die feindseligen Richter, und das schon gegen ihn eingenommene Volk, nur noch mehr gegen sich aufgebracht hatte, betrat der damals 28jährige Platon für ihn die Rednerbühne: „Wiewohl ich, hob er an, der jüngste bin von denen, welche diesen Ort hinaufsteigen" — Heruntergestiegen! schrieen die erbitterten Zuhörer, und wehrten ihm, weiter zu reden. Sokrates ward zum Tode verurtheilt, und Platon begab sich mit mehrern Schülern des Sokrates, die sich zu

Athen nicht sicher glaubten, nach Megara, wo er einige Zeit im vertrauten Umgange mit dem Euklides verlebte. Hierauf trat er eine weite Reise an, durch Italien, Kyrene, (eine Griechische Colonie in Afrika,) und Aegypten. Er lernte auf dieser Reise nicht nur die berühmtesten Weisen der Zeit und ihre Lehrsätze, sondern auch die verschiedenen Sitten und Staatsverfassungen kennen. Von Aegypten, wo er die längste Zeit verweilt hatte, gieng er nach Sicilien, ward dort mit dem Dion, (einem nahen Verwandten des Tyrannen Dionysios) bekannt, und durch diesen an den Hof des Tyrannen gezogen, hätte hier aber bald, so günstig auch die erste Aufnahme war, durch seine große Freimüthigkeit das Leben verlohren. Nach vielen Gefahren, und selbst nach einem kurzen Verluste seiner Freiheit rettete er sich endlich doch glücklich nach Athen, wo er in der Akademie, einem außerhalb der Stadt gelegenen schattigten, mit einem schönen Gebäude versehenen Garten, seinen philosophischen Unterricht mit großem Beifall eröffnete. Dieser Garten, welchen Platon mit dem von seinem Vater ererbten Vermögen gekauft hatte, führte den Namen von einem gewissen Helden Akademos: daher der Name Akademie.

Platon blieb nicht bei den Lehren des Sokrates stehen: schon bei dessen Lebzeiten hatte

er ein Gespräch, Namens Lysis, verfertigt, und hierin, wie in seinen mehrsten nachfolgenden Gesprächen, den Sokrates redend eingeführt. Er las es diesem Weisen vor: „Himmel! soll hier Sokrates ausgerufen haben, was hat mir der junge Mann da alles angedichtet!“ — In der Folge erweiterte und vermehrte er die vom Sokrates empfangenen Warheiten mit vielen eigenen und fremden, von allen Orten und aus allen Zeiten hergesammelten Gedanken und Meynungen, und ist daher keine so reine Quelle der echt sokratischen Philosophie, als Xenophon.

Sokrates war Volkslehrer, hielt sich bloß an das Praktische, was unmittelbar auf Tugend und Sittenverbesserung hinzielte. Platon war mehr spekulativer Kopf, arbeitete zunächst für die Aufklärung des Verstandes, und umfaßte das ganze Gebiet der Warheiten. Sokrates hatte die Philosophie, wie Cicero sagt, vom Himmel auf die Erde herunter und in die menschliche Gesellschaft eingeführet, Platon führte sie wieder von der Erde zum Himmel hinauf, und bildete sich außer der wirklichen auch noch eine idealische Welt. Sokrates gieng nicht weiter, als wo er festen Boden hatte, er schweifte mit seinen Untersuchungen nicht über Erfahrung und den gemeinen Menschenverstand hinaus, und war auf solche Weise vor den Gefahren philosophischer Verirrungen mehr als andere gesichert.

Platon hingegen verließ nicht selten den gemeinen Verstand, und verstieg sich häufig in so hohe metaphysische Untersuchungen, daß er, der Erbfeind aller Sophisten, gar ofte selbst, wiewohl nicht wie jene, wissentlich, in die ärgsten Sophismen gerieth. Dessen ungeachtet bleiben seine Verdienste um die Philosophie von ganz unleugbarem Werthe. Zu einer Menge höchstwichtiger Untersuchungen hat er die erste Veranlassung gegeben; viele wichtige Warheiten hat er zuerst entdeckt, oder in ein helleres Licht gesetzt; und selbst durch seine Verirrungen die nachfolgenden Philosophen belehrt. Noch bis auf diesen Tag hat man nichts besseres über die Gerechtigkeit und über die Vorsehung zu sagen gewußt, als was er über jene in der Republik, und über diese in dem zehnten Buche von den Gesetzen gesagt hat. Auch hatte er sich von Vorurtheilen, denen Sokrates, und mit ihm Xenophon noch anhieng, vom Glauben an Träume, an Orakel, und Vorbedeutungen gänzlich loßgemacht. Und wenn es hin und wieder auch das Ansehen hat, als ob seine Religionsbegriffe noch nicht von allem Aberglauben gereiniget wären; so beweisen doch andere Stellen, vorzüglich seine späteren mit mehrerer Freimüthigkeit abgefaßten Schriften, daß nur die Furcht vor der Rache des abergläubigen Pöbels, und vor einem gleichen Schicksale mit dem Sokrates, ihn zu solchen Akkommodationen nöthigten, und

ihm wehrten, grade auszusprechen. So spricht Platon gewöhnlich von mehrern Göttern. Wie er aber im Ernste über die Götter dachte, das giebt er selbst auf eine auffallende Weise in einem seiner Briefe an den Dionysios zu erkennen. „Des Zeichens, schreibt er, (Epist. XIII, pag. 177. b. Ed. Bipont. Vol. XI.) welche von meinen Briefen ernstlich gemeynt sind, und welche nicht, wirst du dich hoffentlich noch erinnern. Gleichwohl bring ichs dir wieder in Andenken, und bitte dich, ja darauf zu achten: denn viele fodern von mir Briefe an dich, denen ich es nicht wohl gradezu abschlagen kann. Sage ich nämlich im Anfange des Briefes; Gott; so ist es ernstlich gemeynt: sage ich aber: Götter; so ist es nichts." Diese einzige Stelle, dünkt mich, macht alle übrigen Beweise entbehrlich.

Nach dem Tode des älteren Dionysios begab sich Platon, auf dringendes Bitten des Dion, und auf die wiederholten eigenen Einladungen des jungen Tyrannen, zum zweitenmale nach Syrakus. Allein so ehrenvoll und viel versprechend auch die erste Aufnahme war: — seine Ankunft ward im ganzen Lande als ein Fest gefeiert, und der Tyrann bewieß sich anfangs sehr folgsam — so wenig wollte es ihm doch gelingen, den Tyrannen zu einen standhaft guten Regenten umzubilden. Platon zog sich deshalb wiederum zurück, ließ sich jedoch in sei-

seinem hohen Alter, durch die unnachlaßlichen Bitten des Dionysios und durch die Hoffnung, Gutes wirken zu können, verleiten, noch einmal zu ihm zu kommen, gerieth aber dießmal dort in Gefahr nicht nur seine Freiheit, sondern auch sein Leben zu verliehren. Nur durch Vermittelung seines vielvermögenden Freundes Archytas erhielt er endlich die Erlaubniß zur Abreise. Er kehrte dann nach Athen zurück, und beschloß daselbst A. 108, 1. an seinem Geburtstage, mit dem er in sein 81stes Jahr übergieng, sein Leben.

Sein Körper ward in dem Keramikum, unweit der Akademie begraben, und die Athener setzten ihm daselbst ein Denkmal, mit einer seinen Verdiensten angemessenen Inschrift. Der Perserkönig Mithridates errichtete ihm in der Akademie eine Ehrensäule, Aristoteles einen Altar, und seine Schüler feierten, noch lange nach seinem Tode, den Geburts- und Sterbetag ihres unvergeßlichen Lehrers. Er selbst hat sich durch seine Schriften das schönste, und dauerhafteste Denkmal errichtet.

I.

Eutyphron

oder

von dem Heiligen und dem Gottesdienste *).

Eutyphron. Was hat sich neues begeben, Sokrates! daß du, mit Verabsäumung deiner philosophischen Unterredungen im Lyceum **), jetzt hier bei der Königshalle verweilest? Du hast doch nicht auch einen Prozeß vor dem Könige, ***) wie ich?

*) Platonis Opera Ed. Bipont. Vol. I. pag. 3 seq.

**) Ein Gymnasium in Athen.

***) Der Präsident des Religions-Tribunals ward König genannt. Von ihm hatte der nächstgelegene Säulengang den Namen: Königshalle.

Sokrates. Die Athener nennen es nicht Prozeß, sondern Criminal-Sache.

Eutyphron. Was sagst du? Eines Staatsverbrechens hätte dich jemand angeklagt! Denn daß du einen andern angeklagt habest, kann ich mir nicht vorstellen.

Sokrates. Das habe ich auch nicht.

Eutyphron. Aber dich ein anderer?

Sokrates. Ja wohl.

Eutyphron. Wer ist es denn?

Sokrates. Ich kenne den Mann selbst nicht recht, Eutyphron! Er scheint mir ein junger unbekannter Mensch zu seyn. Man nennt ihn, wenn ich mich recht entsinne, Melitos. Der Gemeinde nach ist er ein Pittheer *), wenn du dich eines gewissen Melitos aus Pitthea mit langherabhängenden Zottelhaaren, einem schwachen Barte, und einer eingebogenen Nase erinnerst.

Eutyphron. Nein, Sokrates! Aber was für eine Klage hat er wider dich eingegeben?

So-

*) Pitthea, eine Stadt oder Ortschaft im Peloponnes.

Sokrates. Was für eine? Meines Erachtens, eine nicht unedle. Denn als ein junger Mann, eine so wichtige Sache eingesehen zu haben, ist nichts geringes. Er weiß nämlich, wie er behauptet, auf welche Weise die Jünglinge verdorben werden, und welche es sind, die sie verderben. Er mag wohl einer von den Weisen seyn, und da er nun meine Dummheit gesehen, kommt er, mich als den Verderber seiner Gespielen, beim Staate, wie bei einer Mutter, anzuklagen. Auch scheint er mir der einzige unter den Staatsmännern zu seyn, der es auf die rechte Weise anfängt. Denn es ist ganz recht, daß man zuerst für die Jugend sorge, daß sie möglichst gut werde; gleichwie ein guter Landwirth zuerst für die jungen Pflanzen sorgen muß, und nächst dem auch für die übrigen. So will vielleicht Melitos auch uns zuerst ausreuten, die wir, seiner Behauptung nach, die jungen Keime verderben: hernach wird er sich unfehlbar auch der Aelteren annehmen, und mithin der Urheber sehr vieler höchstwichtiger Vortheile für den Staat werden, wie man denn von einem Manne, der einen solchen Anfang gemacht hat, nicht anders erwarten kann.

Eutyphron. Ich will es wünschen, Sokrates! Allein ich fürchte das Gegentheil. Denn er scheint mir, indem er dich beleidigen will, offenbar damit anzufangen, daß er den Staat

recht in seinem innersten Heiligthume mißhandelt. Doch, sage mir, was sollst du denn thun? Wodurch die Jugend verderben?

Sokrates. Es klingt sehr seltsam, mein Theuerster! Er behauptet nämlich, daß ich Götter erfinde, und eben deshalb, weil ich neue Götter erdichten, und die alten nicht glauben soll, hat er mich, seinem Vorgeben nach, angeklagt.

Eutyphron. Ich verstehe, Sokrates! Weil du doch behauptest, daß das Dämonion dir stets beiwohne, darum hat er gegen dich, als einen Neuerer in der Religion, diese Klage aufgesetzt. Und da kommt er nun als ein Verleumder vor Gericht, weil er weiß, daß dergleichen bei der Menge leicht verleumdet werden kann. Verlachen sie doch auch mich, als einen Wahnsinnigen, wenn ich in der Volksversammlung etwas von den göttlichen Dingen erzähle, und ihnen das Zukünftige vorhersage. Und gleichwohl habe ich ihnen nichts vorausgesagt, was nicht die Warheit gewesen wäre. Nichts desto weniger beneiden sie uns alle, die wir von der Art sind. Aber man muß sich nichts aus ihnen machen, sondern gegen an gehen.

Sokrates. Ja, lieber Eutyphron! Das Verlacht werden thut vielleicht nichts: denn

die Athener bekümmern sich, wie mich dünkt, nicht sehr darum, wenn sie jemand auch für vorzüglich weise halten, nur daß er seine Weisheit nicht mittheile; glauben sie aber von einem, daß er auch andere nach sich bilde, so entrüsten sie sich über ihn, sey's nun aus Neid, wie du sagst, oder aus sonst einer Ursache.

Eutyphron. Wie sie in dieser Hinsicht gegen mich gesinnt sind, verlangt mich überall nicht zu wissen.

Sokrates. Vielleicht machst du dich auch selten, und willst deine Weisheit nicht lehren. Von mir aber, fürchte ich, glauben sie, daß ich aus Menschenliebe, alles, was ich nur habe, vor jedermann ausschütte, nicht nur ohne Belohnung, sondern auch mit froher Aufopferung, wenn einer mich hören wollte. Wenn sie mich also, wie gesagt, verlachen wollten, wie du von dir behauptest, so wäre eben kein Unglück dabei, seine Zeit vor Gericht mit Scherzen und Lachen zuzubringen. Gehen sie aber ernstlich zu Werke, dann weiß niemand, außer euch Wahrsagern, wie die Sache ablaufen wird.

Eutyphron. Doch, Sokrates! Es wird gewiß mit dem Handel nichts auf sich haben; du wirst deine Sache schon nach Wunsch durchfechten, und hoffentlich auch ich die meinige.

Sokrates. Hast du denn wirklich einen Prozeß, Eutyphron? Als Beklagter, oder als Kläger?

Eutyphron. Als Kläger.

Sokrates. Gegen wen?

Eutyphron. Gegen einen, den ich nicht anklagen kann, ohne für rasend gehalten zu werden.

Sokrates. Wie so? Verklagst du etwa einen Fliegenden?

Eutyphron. O zum Fliegen fehlt ihm viel: er ist schon sehr bejahrt.

Sokrates. Wer ist es denn?

Eutyphron. Mein Vater.

Sokrates. Himmel! Wärst du einer vom großen Haufen, Eutyphron, so würde ich sagen, du wüßtest nicht, was du thätest. Denn es ist gewiß nicht jedermanns Sache, sich in solchen Fällen recht zu nehmen, sondern erfodert schon große Fortschritte in der Weisheit.

Eutyphron. Ja, beim Zeus! große Fortschritte, Sokrates.

Sokrates. Ist denn der von deinem Vater getödtete einer deiner Angehörigen? Ohne Zweifel! Denn eines Fremden wegen würdest du ja wohl nicht deinen eigenen Vater des Mordes anklagen.

Eutyphron. Sonderbar, Sokrates! daß du meynst, es sey ein Unterschied, ob der Getödtete ein Fremder oder Angehöriger war; und nicht vielmehr, daß man bloß darauf zu sehen habe, ob der Tödtende mit Recht tödtete oder nicht, und daß man im ersten Fall ihn freilassen, im andern ihn vor Gericht ziehen müsse, gesetzt auch der Mörder wäre dein Haus- und Tisch-Genosse. Denn du theilst die Sünde mit ihm, wenn du darum wissend mit ihm fortlebst, ohne durch gerichtliche Anklage sowohl dich, als ihn zu entsündigen. Uebrigens stand der Getödtete unter meinem Schutze; er arbeitete bei uns um Lohn, als wir auf der Insel Naxos *) den Landbau trieben. Vom Wein berauscht gerieth er mit einem unsrer Hausknechte in Händel

*) Naxos, eine von den Cykladischen Inseln auf dem Aegeischen Meere war die Wiege, des Bakchus, und der Aufenthalt der vom Theseus verlassenen Ariadne. Sie ist ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit, vorzüglich ihres schönen Weines, und ihres grün mit weiß gefleckten Marmors wegen berühmt.

del und ermordete ihn. Mein Vater ließ ihn deshalb, an Händen und Füßen gebunden, in eine Grube werfen, und schickte einen Menschen hierher, um sich bei einem Rechtsgelehrten zu erkundigen, was zu thun sey. Während dieser Zeit bekümmerte er sich um den Gebundenen, als einen Menschenmörder, und als ob an dessen Tode — der denn auch wirklich erfolgte — nichts gelegen wäre, durchaus nicht. Hunger, Frost und Bande tödteten ihn, ehe der Bothe von dem Rechtsgelehrten zurück war. Mein Vater ist nun nebst den übrigen Verwandten sehr aufgebracht auf mich, daß ich ihn eines Mörders wegen, als einen Todtschläger anklage: denn er habe ihn doch, sagen sie, nicht eigentlich gemordet, und wenn auch, so verdiene doch der Gestorbene, als selbst ein Mörder, nicht, daß man sich um ihn bekümmere. Es sey gottlos, daß ein Sohn seinen Vater des Mordes anklage. Sie sind schlecht unterrichtet, Sokrates, von dem, was vor Gott heilig oder unheilig ist.

Sokrates. Du aber, ich bitte dich, Eutyphron, meynst denn du so ganz untrüglich zu wissen, wie es mit der Religion, und mit dem, was heilig oder unheilig ist, zusteht, daß du, unter diesen von dir angeführten Umständen, so gar nicht fürchtest, durch gerichtliche

Klage gegen deinen Vater, auch an deiner Seite zu fehlen?

Eutyphron. Da würde mir meine Gelehrsamkeit auch noch was nützen, Sokrates! Eutyphron müßte um nichts klüger seyn, als der große Haufe, wenn er dergleichen nicht alles aufs genaueste wüßte.

Sokrates. So ist es ja wohl, theuerster Eutyphron, das beste für mich, dein Schüler zu werden, und der gerichtlichen Anklage des Melitos durch diese Erklärung zuvor zu kommen: daß ich, der schon immer die Religionswissenschaft sehr hoch geschätzt, jetzt, da er mir willkührliche Meynungen und strafbare Neuerungen in der Religionslehre schuld gebe, dein Schüler geworden sey. Wenn du nun eingestehst, Melitos, könnte ich sagen, daß Eutyphron in dergleichen Dingen wohlgelahrt und rechtgläubig ist, so halte auch mich dafür, und verklage mich nicht. Widrigenfalls mache ihm, meinem Lehrer, zuerst den Proceß, weil er alte Leute, mich und seinen eigenen Vater verderbt, mich durch seinen Unterricht, seinen Vater durch die ihn zubereitete Strafe. Und wenn er mich nicht hörte, weder von der Klage abstände, noch statt meiner dich anklagte, so wollte ich eben das im Gericht sagen, was ich ihm vorgestellt hatte.

Eutyphron. Ja wahrhaftig, Sokrates, unterstände er sich, mich anzuklagen, ich wollte schon ausfindig machen, wo ihm der Schaden sitzt, und es sollte im Gericht weit eher von ihm, als von mir, die Rede seyn.

Sokrates. Eben weil ich dieß weiß, lieber Freund, wünsche ich dein Schüler zu werden, überzeugt, daß ein gewisser anderer (Anytos) sowohl, als dieser Melitos, thut, als sähe er dich nicht einmal; mich aber hat er so schnell und leicht durch und durch gesehen, daß er mich der Gottlosigkeit anklagen können. Sage mir nun, ich bitte dich, was du so eben deutlich zu wissen versichertest: was du gottselig und was du gottlos nennst, sowohl in Ansehung eines Mordes, als auch anderer Dinge? Oder ist das Heilige nicht in allen Fällen mit sich selbst übereinstimmend? Und so hinwiederum das Unheilige, ist es nicht allem Heiligen entgegengesetzt, sich selbst aber gleich? Muß nicht alles, was unheilig seyn soll, ein gewisses Merkmal der Unheiligkeit haben?

Eutyphron. Allerdings, Sokrates.

Sokrates. So sprich, was nennst du heilig, und was unheilig?

Euty-

Eutyphron. So sage ich denn: heilig ist, was ich jetzt thun will, den Verbrecher eines Mordes, eines Tempelraubes, oder sonst einer Missethat wegen vor Gericht ziehen; sey es Vater oder Mutter, oder wer sonst es seyn mag. Ihn nicht vor Gericht ziehen, ist unheilig. Sieh' nur, Sokrates! welch einen wichtigen Beweis für die Richtigkeit dieser Erklärung ich dir anführen will: wie ich es denn auch schon andern gesagt habe, daß man Ursache habe, keinem Frevler, wer er auch seyn mag, nachzusehen. Sie selbst die Leute halten ja den Zeus für den vornehmsten, und gerechtesten unter den Göttern, gleichwohl bekennen sie von ihm, daß er seinen Vater gebunden habe, weil er seine Söhne widerrechtlich verschlang, und daß dieser (Kronos) gleichfalls seinen eigenen Vater (den Uranos) anderer ähnlicher Unthaten wegen, verstümmelt habe: auf mich hingegen zürnen sie, daß ich meinen Vater, einen Verbrecher, vor Gericht ziehe. So widersprechen sie sich selbst in ihren Urtheilen über die Götter, und über mich.

Sokrates. Dieß ist es eben, Eutyphron! weshalb ich als Staatsverbrecher angeklagt werde, weil ich es so übel aufnehme, wann einer dergleichen von den Göttern erzählt. Eben deshalb, wie es scheint, sagt man auch, daß ich fehle. Nun aber, da auch du, der du in

dergleichen Dingen so wohl unterrichtet bist, mit ihnen einstimmst: so werde ich meines Fehlers wohl geständig seyn müssen. Was soll ich auch sagen, da ich selbst, nichts davon zu wissen, bekenne? Aber sage mir als Freund, glaubst du wirklich an diese Göttergeschichten?

Eutyphron. An noch viel wunderbarere, Sokrates! die der große Haufe nicht kennt.

Sokrates. Du glaubst also auch, daß die Götter wirklich unter einander Krieg führen, glaubst die schrecklichen Feindschaften, Schlachten, und solche Dinge mehr, dergleichen die Dichter erzählen, und womit uns von den guten Malern die Tempel so bunt gemacht worden, wovon auch das Gewand, welches in den großen Panathenäen *) in die Burg getragen wird, so voll gemalt ist. Sollen wir dieß alles für Warheit erklären, Eutyphron?

Euty-

*) Die Panathenäen waren eins der vornehmsten Feste in Athen, welches alle fünf Jahre zu Ehren der Minerva, und zur Verbrüderung des ganzen Athenischen Volks, aufs prächtigste gefeiert wurde. Unter andern Festlichkeiten wurden die Götter, und ein großes Gewand, auf welchem ihre vornehmsten Thaten gemalt waren, in einer feierlichen Prozession, durch die Stadt geführt, und nach der Burg gebracht.

Eutyphron. Nicht bloß dieß, Sokrates! sondern, wie eben gesagt, ich will dir, wenn dirs beliebt, noch viele andere Dinge aus der Religionslehre erzählen, die du warhaftig ni chtohne Staunen hören sollst.

Sokrates. Es sollte mich eben nicht wundern. Aber davon magst du mir künftig einmal bei mehrerer Musse erzählen: jetzt suche nur das, wornach ich dich eben fragte, deutlicher zu sagen. Denn vorhin, mein Freund! hast du mir auf meine Frage: worin das Heilige bestehe, keine hinlängliche Auskunft gegeben; du sagtest nur, daß das heilig sey, was du grade vorhast, da du deinen Vater anklagen willst.

Eutyphron. Daran sagte ich auch die Warheit, Sokrates!

Sokrates. Vielleicht. Aber du sagtest doch auch, daß es noch viele andere heilige Dinge gebe.

Eutyphron. So ist es auch wirklich.

Sokrates. Erinnere dich also, daß ich dich nicht auffoderte, mich Eins oder zwei von den vielen heiligen Dingen kennen zu lehren, sondern das Wesen selbst, wodurch alles Heilige heilig ist.

Du sagtest ja doch, daß es einen bestimmten Begriff des Heiligen und Unheiligen gebe. Erinnerst du dich nicht?

Eutyphron. O ja.

Sokrates. Nun, so belehre mich, welches dieser Begriff seyn mag, damit ich mich desselben als eines Musters bedienen, und indem ich das, was von dir oder einem andern gethan wird, dagegen halte, solches für heilig oder für unheilig erklären könne, je nachdem es demselben gemäß ist, oder nicht.

Eutyphron. Wenn du es wünschest, so will ich's dir auch auf diese Weise sagen.

Sokrates. Ja, das wünsche ich.

Eutyphron. Nun! heilig ist, was den Göttern gefällt; was ihnen nicht gefällt, ist unheilig.

Sokrates. Vortrefflich, Eutyphron! und ganz wie ich wollte, hast du mir jetzt geantwortet. Ob aber so richtig, das weiß ich noch nicht. Aber du wirst, ohne Zweifel, den Beweis für die Richtigkeit deiner Behauptung noch hinzufügen.

Eutyphron. Allerdings.

Sokrates. Wohlan denn! Laß uns dieß noch einmal ansehen: das Gottgefällige und der gottgefällige Mensch ist heilig, das Gottmißfällige aber, und der gottmißfällige Mensch sind unheilig. Das Heilige ist also mit dem Unheiligen nicht einerlei, sondern ihm grade entgegengesetzt. Nicht so?

Eutyphron. So ist es.

Sokrates. Und, wie es scheint, auch wohl gesagt!

Eutyphron. Das meyne ich, Sokrates! Ich habe es ja gesagt.

Sokrates. Sagtest du nicht auch, daß die Götter unter einander uneins sind, Eutyphron? daß Streitigkeiten und Feindschaften unter ihnen obwalten?

Eutyphron. Das sagte ich.

Sokrates. In welchen Fällen aber, mein Bester! pflegt die Verschiedenheit der Meynungen Feindschaft und Erbitterung zu erzeugen? Laß es uns so untersuchen. Wenn z. B.

ich und du über eine Zahl uneins wären, welche die größere sey, würde diese Verschiedenheit uns wohl zu Feinden machen, und gegen einander aufbringen? Oder würden wir nicht in solchem Falle zum Rechnen unsre Zuflucht nehmen, und alsbald versöhnt werden?

Eutyphron. Allerdings.

Sokrates. Und wenn wir über das Größere oder Kleinere verschieden dächten, würden wir da nicht vermittelst des Messens unserm Streite bald ein Ende machen?

Eutyphron. Ja wohl.

Sokrates. Und die Mißhelligkeit über das Schwerere oder Leichtere, denke ich, würden wir durchs Wägen entscheiden.

Eutyphron. Unstreitig.

Sokrates. Ueber welche Dinge würden wir denn wohl, bei verschiedener Meynung, und bei der Unmöglichkeit zu einer gewissen Entscheidung zu kommen, einander feind und aufsätzig werden? Vielleicht fällt dirs nicht sogleich bei. Ich wills also sagen. Ueberlege einmal, ob nicht Recht und Unrecht, Schönheit und Häßlichkeit, Gutes und Böses die Gegenstände sind,

über

über die wir, bei verschiedener Meynung, und bei der Unmöglichkeit zu einer genügenden Entscheidung zu kommen, einander feind werden, wenn wir es anders werden, ich und du, und alle andern Menschen?

Eutyphron. Freilich, Sokrates! ist es die Verschiedenheit der Meynungen eben in diesen Dingen.

Sokrates. Und die Götter, Eutyphron! wenn sie über etwas uneins sind, werden sie dann nicht um eben diese Dinge uneins seyn?

Eutyphron. Ganz unfehlbar.

Sokrat. Auch die Götter also, edler Eutyphron! halten, nach deiner Aussage, die einen dieß, die andern jenes für recht, für schön oder häßlich, für gut oder böse. Sie würden ja nicht einander aufsätzig seyn, wenn sie nicht über diese Dinge uneins wären. Nicht so?

Eutyphron. Richtig.

Sokrates. Was jeder von ihnen für schön, für gut und recht hält, das liebt er auch, und das Gegentheil desselben haßt er. Nicht?

Eutyphron. Allerdings.

Sokrates. Die nämlichen Dinge also werden, wie du behauptest, von einigen Göttern für recht, von andern für unrecht gehalten. Hierüber uneins, befehden und bekriegen sie sich auch unter einander. Nicht so?

Eutyphron. So ist es.

Sokrates. Die nämlichen Dinge also werden von den Göttern geliebt und gehaßt; und das Gottmißfällige und das Gottgefällige wäre einerlei?

Eutyphron. So scheint es.

Sokrates. Dem zu Folge, Eutyphron! wäre auch das Heilige und Unheilige einerlei.

Eutyphron. Dem Ansehen nach, ja!

Sokrates. Du hast also nicht das, was ich fragte, beantwortet, mein Gönner! denn ich fragte dich nicht nach dem, was, dem Anscheine nach, zugleich heilig und unheilig, gottgefällig und gottmißfällig sey, so daß es auch kein Wunder wäre, Eutyphron! wenn du mit der Ausführung deines jetzigen Vorhabens, der Bestrafung deines Vaters, etwas thätest, das dem Zeus angenehm, dem Kronos und Uranos aber verhaßt, dem Vulkan hinwiederum lieb,

der

der Juno aber zuwider wäre, und so immer weiter, so viel Götter, so viel Verschiedenheiten.

Eutyphron. Nein! hierüber, Sokrates! denke ich, ist keiner unter den Göttern verschiedener Meynung von den andern, daß der nicht bestraft werden müsse, der jemanden widerrechtlich ermordet hat.

Sokrates. Wie, Eutyphron! hast du schon jemals einen Menschen Zweifel darüber äußern gehört, daß der, welcher jemanden widerrechtlich ermordet, oder sonst etwas ungerechtes thut, nicht bestraft werden müsse?

Eutyphron. Darüber streiten die Leute ja unaufhörlich, sowohl in als außer Gericht. Nachdem sie die mannigfaltigsten Ungerechtigkeiten verübt haben, reden und thun sie alles mögliche, wenn sie angeklagt werden.

Sokrates. Gestehen sie denn auch ein, daß sie Unrecht gethan haben? Und behaupten sie, auch bei diesem Eingeständnisse, daß sie gleichwohl nicht strafbar sind?

Eutyphron. Das keinesweges.

Sokrates. Also thun und reden sie auch nicht alles. Denn das, denke ich, wagen sie

nicht zu leugnen, auch nicht einmal in Zweifel zu ziehen, daß sie strafbar seyn, wenn sie Unrecht thun: sondern sie behaupten, denke ich, daß sie kein Unrecht gethan haben. Nicht so?

Eutyphron. Du hast recht.

Sokrates. Nicht das also ziehen sie in Zweifel, ob ein Verbrecher strafbar sey: darüber aber streiten sie vielleicht, wer der Verbrecher sey, durch welche Handlung, und wann?

Eutyphron. Das ist wahr.

Sokrates. Ist nicht eben dieß auch bei den Göttern der Fall, wenn sie, wie du behauptest, über recht und unrecht streiten, und die eine Parthei die andere der Ungerechtigkeit zeihet, diese es dagegen ableugnet? Denn das, mein Bester, mögte doch wohl keiner, weder von den Göttern, noch von den Menschen zu behaupten wagen, daß der Unrechtthuende nicht strafbar sey.

Eutyphron. Ja darin hast du recht, Sokrates! Das ist der Hauptpunkt.

Sokrates. Allein die Zweifler, Eutyphron! sowohl Götter als Menschen, denke ich, ziehen alles in Zweifel, wenn anders die Götter

ter irgend eine Sache in Zweifel ziehen, und einige dieselbe für gerecht, andere sie für ungerecht erklären. Nicht so?

Eutyphron. Allerdings.

Sokrates. Wohlan nun, lieber Eutyphron! lehre auch mich, damit ich weiser werde! An welchem Merkmale erkennest du, daß alle Götter den für widerrechtlich getödtet halten, der eines begangenen Mordes wegen vom Herrn des Ermordeten in Fesseln geworfen worden, und, wie man vorgiebt, an diesen Fesseln gestorben ist, ehe die Antwort des Rechtsgelehrten, was mit ihm zu thun sey, hat ankommen können? Nun suche mir hierüber einen recht deutlichen Beweis zu geben, daß unfehlbar alle Götter das Verfahren eines Sohnes, der eines solchen Menschen wegen, gegen seinen Vater auftritt, und ihn auf Mord anklagt, einstimmig für recht erkennen. Wirst du mir dieß hinlänglich darthun, so werde ich nie aufhören, dich deiner Weisheit halben zu preisen.

Eutyphron. Ja, das mögte wohl keine leichte Arbeit seyn! Beweisen freilich könnte ichs sonnenklar.

Sokrates. Ich merke, du hältst mich für hartlehriger als die Richter. Denn offenbar

bar wirst du es jenen doch beweisen, daß es unrecht sey, einen solchen Mörder umkommen zu lassen, und daß alle Götter dergleichen hassen.

Eutyphron. Sonnenklar, Sokrates! wenn sie nur auf meine Rede hören.

Sokrates. O höre: werden sie schon, wenn du ihnen nur wohl zu reden scheinest. Aber da denke ich eben, während du sprichst, und überlege bei mir: wenn Eutyphron mir auch noch so deutlich bewiese, daß alle Götter den Tod in diesem Einen Fall für ungerecht halten, was habe ich da mehr vom Eutyphron gelernt, worin das Heilige und das Unheilige besteht? Gottmißfällig wäre diese That freilich, wie es scheint; allein hierin, erhellte ja eben, ist das Heilige und Unheilige nicht von einander abgesondert: denn das Gottmißfällige erschien auch als gottgefällig. Ich erlasse dir dieß also, Eutyphron! und, wenn du willst, mögen alle Götter dieselbe Sache für unrecht halten, und alle dieselbe Sache hassen. Laß uns also unsre Erklärung jetzt dahin berichtigen, daß das, was alle Götter hassen, unheilig, und was alle lieben, heilig, was aber einige lieben, andere hassen, keins von beiden, oder beides ist. Willst du, daß wir jetzt diese Erklärung des Heiligen und Unheiligen festsetzen?

Eutyphron. Was hindert uns, Sokrates?

Sokrates. Mich nichts, Eutyphron! Prüfe du nur deiner Seits, ob du, bei dieser Voraussetzung, mir so am leichtesten wirst beweisen können, was du versprochen hast.

Eutyphron. Ich wollte es doch wohl behaupten, daß das heilig sey, was alle Götter lieben, und das unheilig, was alle Götter hassen.

Sokrates. Wollen wir dieß nicht wieder untersuchen, Eutyphron, ob's auch richtig ist? Oder lassen wirs, und nehmen alles, was wir oder andere sagen, gleich für wahr an, und geben es ohne weiters zu, wenn einer behauptet, daß sich etwas so verhalte? Oder sollen wir untersuchen, was der Redende sagt?

Eutyphron. Untersuchen. Indessen halte ich unsre jetzige Erklärung für richtig.

Sokrates. Bald, guter Freund! werden wir's besser wissen. Erwäge nur folgendes. Wird das Heilige, weil es heilig ist, von den Göttern geliebt, oder ist es darum, weil es von ihnen geliebt wird, heilig? — — —

Eutyphron. Nein, nicht darum, weil es von den Göttern geliebt wird, ist es heilig, sondern, weil es heilig ist, darum wird es geliebt.

Sokrates. Aber darum, weil es von den Göttern geliebt wird, ist es doch geliebt und gottgefällig.

Eutyphron. Natürlich.

Sokrates. Also ist das Gottgefällige nicht einerlei mit dem Heiligen, wie du behauptest, sondern das eine ist von dem andern verschieden.

Eutyphron. Wie das, Sokrates?

Sokrates. Wir sind ja einig, daß das Heilige deshalb geliebt werde, weil es heilig, nicht aber deshalb heilig sey, weil es geliebt wird. Nicht so?

Eutyphron. Ja.

Sokrates. Das Gottgefällige aber sey eben darum, weil es von den Göttern geliebt wird, gottgefällig; es werde aber nicht deshalb, weil es gottgefällig ist, geliebt.

Eutyphron. Das ist wahr.

Sokrates. Wäre nun aber das Gottgefällige mit dem Heiligen einerlei, dann müßte, wie das Heilige um seiner selbst willen geliebt wird, auch das Gottgefällige um seiner selbst willen geliebt werden. Oder das Heilige müßte auch darum, weil es geliebt wird, heilig seyn, so wie das Gottgefällige, deshalb weil es von den Göttern geliebt wird, gottgefällig ist. Nun siehst du aber, daß sie im entgegengesetzten Verhältnisse stehen, und gänzlich von einander verschieden sind. Denn das eine ist deshalb liebenswürdig, weil es geliebt wird, das andere aber wird deshalb, weil es liebenswürdig ist, geliebt. Du scheinst mir also, Eutyphron, das Wesen des Heiligen, wornach ich fragte, nicht anzeigen zu wollen, sondern nennst nur eine gewisse Eigenschaft, die diesem Heiligen zukommt, daß es nämlich von allen Göttern geliebt werde; worin es aber an und für sich besteht, hast du noch nicht gesagt. Wenn dir's also beliebt, so verheimliche es mir nicht, sondern sage mir wieder von vorne, worin besteht das Heilige? mag es nun von den Göttern geliebt werden, oder sonst eine Eigenschaft haben. Denn darüber wollen wir nicht streiten. Nun, sage mir geschwind, worin besteht das Heilige und das Unheilige?

Eutyphron. Ich weiß nur nicht, Sokrates! wie ich dir meine Gedanken ausdrücken soll: denn unsre Sätze laufen uns immer herum, und wollen nicht bleiben, wo wir sie aufstellen.

Sokrates. Deine Behauptungen, Eutyphron! scheinen von meinem Ahnherrn, dem Dädalos *), abzustammen. Hätte ich sie als meine Meynung aufgestellt, so hättest du meiner vielleicht gespottet, daß auch mir, der Verwandschaft wegen mit ihm, meine Werke im Reden davon laufen, und nicht bleiben wollen, wohin man sie stellt. Jetzt aber, da es deine Behauptungen sind, wird wohl der Spott eine andere Wendung nehmen müssen. Denn daß sie dir nicht Stand halten, siehst du selbst.

Eutyphron. Mich dünkt, Sokrates! jener erste Spott passe noch immer; denn daß meine Sätze herumlaufen, und nicht stehen bleiben, daran bin nicht ich, der sie setzte, schuld; son-

*) Dädalos war der erste griechische Bildhauer, der seinen Bildsäulen abgesonderte Füße, und eine schreitende Stellung gab. Man sagte daher, anfangs im Scherz, der späterhin Volkssage ward, daß des Dädalos Bildsäulen von selbst hätten wandeln können, und daß man sie habe anbinden müssen, damit sie nicht davon liefen. Vergl. Blumenlese 1 B. S. 180.

sondern du bist der Dädalos: denn meinetwegen wären sie wohl an ihrer Stelle geblieben.

Sokrates. So muß ich wohl, mein Freund, in der Kunst noch viel geschickter, als jener seyn, da Er doch nur seine eigenen Werke wandelbar machte, ich hingegen zu den meinigen auch noch die fremden. Und gewiß! das Listigste dieser Geschicklichkeit ist mir dieß, daß ich wider Willen so geschickt bin: denn, daß mir die Sätze blieben, und unbeweglich stånden, hätte ich lieber, als zu des Dädalos Geschicklichkeit auch noch des Tantalos Reichthümer. Und nun genug hievon. Da du mir zu gemächlich scheinst; so will ich selbst dir zu der Erklärung behülflich seyn, damit du mich nur über das Heilige belehrest, und nicht zuvor ermüdest. Ueberlege also einmal, sollte wohl nicht alles Heilige gerecht seyn müssen?

Eutyphron. Das deucht mir.

Sokrates. Etwa denn auch alles Gerechte heilig? Oder ist zwar alles Heilige gerecht, nicht aber alles Gerechte heilig, sondern eines Theils zwar heilig, andern Theils aber etwas verschiedenes?

Eutyphron. Ich kann den Sinn deiner Worte nicht fassen, Sokrates.

Sokrates. Und doch bist mir gewiß nicht weniger an Weisheit, als ich dir an Jahren überlegen. Aber, wie gesagt, der Reichthum deiner Weisheit macht dich gemächlich. Doch, mein Bester, nimm dich zusammen, es ist ja nicht einmal schwer zu begreifen, was ich sage. Ich sage nämlich das Gegentheil von dem, was jener Dichter behauptete, da er sagte: „Zeus, den Quell und Urgrund aller Dinge scheust du dich zu nennen: denn wo Furcht ist, ist auch Achtung *). Ich bin hier anderer Meynung, als der Dichter, soll ich dir sagen, in wieferne?

Eutyphron. Allerdings.

Sokrates. Ich glaube nicht, daß da, wo Furcht ist, auch immer Achtung sey: denn viele, welche Krankheiten, Mangel und manche andere Dinge der Art fürchten, haben wohl Furcht, aber Achtung haben sie vor keinem dieser gefürchteten Dinge. Dünkt dich das nicht auch?

Eutyphron. Allerdings.

Sokra-

*) Die hier angeführten Zeilen werden vom Stobäos dem Stasinos, einem Dichter aus Cypern, zugeschrieben.

Sokrates. Aber wo Achtung ist, da ist auch Furcht: denn giebt es wohl einen Menschen, der, wenn er einer Sache wegen mit achtungsvoller Scham erfüllt ist, sich nicht fürchtete, und zugleich den Ruf der Schlechtigkeit scheute?

Eutyphron. Freilich wird er sich scheuen.

Sokrates. Es ist also nicht richtig gesagt: Wo Furcht ist, ist auch Achtung; sondern wo Achtung ist, da ist auch Furcht. Denn Furcht ist, meines Bedünkens, mehrumfassend als Achtung, die nur eine Art der Furcht ist; so wie das Ungrade einer Zahl. Wo eine Zahl ist, da ist deshalb nicht ein Ungrades, wo aber ein Ungrades ist, da ist auch eine Zahl. Nun fassest du mich doch?

Eutyphron. Vollkommen.

Sokrates. So etwas nun meynte ich auch vorhin mit der Frage: ob das Gerechte auch allemal heilig, oder ob zwar das Heilige immer gerecht, aber das Gerechte nicht allemal heilig sey? Denn das Heilige ist nur eine Art des Gerechten. Erklären wir uns auf diese Weise, oder bist du anderer Meynung?

Eutyphron. Nein! auf diese Weise. Du scheinst mir richtig zu sprechen.

Sokrates. Merke also auf die Folge! Wenn nämlich das Heilige eine Art des Gerechten ist, so müssen wir, wie es scheint, ausfindig machen, welche Art des Gerechten das Heilige wohl seyn mag. —

Eutyphron. Das denke auch ich.

Sokrates. So suche nun auch du mich auf diese Weise zu belehren, welche Art des Gerechten das Heilige ist, damit ich auch dem Melitos sagen könne, daß er mir nicht länger Unrecht thue, und mich nicht der Gottlosigkeit anklage, da ich schon hinlänglich von dir gelernt habe, was fromm und heilig, oder nicht ist.

Eutyphron. Gottesfürchtig und heilig, Sokrates, scheint mir jetzt diejenige Art des Gerechten zu seyn, die sich auf den Dienst der Götter bezieht; was die Pflichten gegen die Menschen betrifft, scheint die andere Art des Gerechten in sich zu schließen.

Sokrates. Vortrefflich, Eutyphron! Nur eine Kleinigkeit fehlt mir noch. Ich verstehe noch nicht, von was für einem Dienste du sprichst. Du verstehst unter dem Dienste der

Göt-

Götter doch nicht das, was man im gemeinen Leben unter Diensten versteht? — —

Eutyphron. Grade das.

Sokrates. Haben nicht alle Dienste einerlei Zweck, nämlich das Beste und den Nutzen derer, denen sie geleistet werden? — Oder meynst du, daß sie diesen zum Schaden gereichen?

Eutyphron. Nein, warhaftig! das nicht.

Sokrates. Also zu ihrem Nutzen?

Eutyphron. Nicht anders.

Sokrates. Bringt denn auch die Heiligkeit, da sie ein Gottesdienst ist, den Göttern Nutzen? Macht sie die Götter besser? Und würdest du dieß wohl zugeben, daß du, durch Verrichtung einer heiligen Handlung, einen von den Göttern besser machst?

Eutyphron. Nein, beim Zeus! ich nicht.

Sokrates. Auch ich, Eutyphron, bin weit entfernt, zu glauben, daß du dieß meynest:

deshalb fragte ich auch, von was für einem Dienste der Götter du sprächest, weil ich nicht glaubte, daß du einen solchen meyntest.

Eutyphron. Und mit Recht, Sokrates! einen solchen meyne ich auch nicht.

Sokrates. Mag seyn. Aber was für ein Dienst für die Götter wäre denn wohl die Heiligkeit?

Eutyphron. So einer, wie ihn die Sklaven ihren Herrn leisten.

Sokrates. Ich verstehe! es wäre also eine Art von Hülfsleistung für die Götter. — —

Eutyphron. Ganz recht. — — —

Sokrates. So sage mir denn, mein Bester, zu welchem Zwecke diese Hülfsleistung den Göttern dienen mag? Denn offenbar daß du es weißt, da du die göttlichen Dinge besser, als irgend ein Mensch zu wissen behauptest.

Eutyphron. Daran sage ich auch die Warheit, Sokrates.

Sokrates. So sage denn, um des Himmels willen! was für ein herrliches Werk mag

das seyn, zu dessen Vollbringung die Götter unsre Hülfe gebrauchen?

Eutyphron. Sehr viele und schöne Dinge, Sokrates.

Sokrates. Die verrichten auch die Feldherrn, mein Freund! gleichwohl würdest du ihr Hauptwerk leichtlich nennen können: daß sie den Sieg im Kriege bewirken. Nicht?

Eutyphron. Was sonst?

Sokrates. Auch die Ackersleute, denke ich, bewirken sehr viele und schöne Dinge; gleichwohl aber ist das Hauptstück ihrer Verrichtung, die Gewinnung der Nahrungsmittel aus der Erde.

Eutyphron. Freilich.

Sokrates. Und von den vielen und schönen Werken, welche die Götter verrichten, welches ist von diesen das Hauptstück?

Eutyphron. Ich sagte dir ja kurz vorhin erst, Sokrates, daß es zu mühsam ist, die Beschaffenheit aller dieser Dinge vollständig anzugeben. Soviel indessen sage ich dir, im Ganzen: wenn jemand bei Gelübden und Opfern

gottgefällig zu reden und zu handeln weiß, so sind das heilige Handlungen, und dadurch werden Privathäuser wie ganze Staaten beglückt; die den gottgefälligen entgegengesetzten Handlungen aber sind gottlos, welche denn auch alles zerrütten und zu Grunde richten.

Sokrates. Du würdest mir gewiß, Euthyphron, wenn's dir nicht an gutem Willen fehlte, den Hauptpunkt meiner Frage viel kürzer beantwortet haben. Aber, offenbar hast du keine Lust, mich zu belehren: denn auch jetzt, da du eben dran warst, lenktest du ab. Hättest du diese meine Frage beantwortet, so mögte ich vielleicht schon von dir gelernt haben, worin die Heiligkeit besteht. Jetzt aber — denn der Fragende muß dem Gefragten folgen, wohin er ihn führt — was sagst du denn wieder daß das Heilige und die Heiligkeit sey? War's nicht eine gewisse Wissenschaft des Opferns und Gelobens?

Euthyphron. Ganz recht.

Sokrates. Heißt opfern nicht so viel, als die Götter beschenken, und geloben, sie bitten?

Euthyphron. Vollkommen richtig, Sokrates.

Sokrates. Demnach wäre die Heiligkeit eine Wissenschaft die Götter zu bitten und zu beschenken?

Eutyphron. Ganz vortreflich, Sokrates, hast du gefaßt, was ich sagte.

Sokrates. Ich bin auch nach deiner Weisheit begierig, mein Freund, und mit ganzer Seele darauf aufmerksam, damit ja keines deiner Worte auf die Erde falle. Aber sage mir, was für eine Hülfsleistung der Götter ist dieß? Sie bitten, sagst du, und sie beschenken?

Eutyphron. Das sage ich.

Sokrates. Richtig bitten wäre also wohl, sie um solche Dinge bitten, deren wir bedürfen?

Eutyphron. Was sonst?

Sokrates. Und wiederum richtig geben, hieße ihnen solche Dinge, als sie von uns bedürfen, wiederschenken? Denn das wäre ja nicht fein, jemanden solche Geschenke und Gaben zu bringen, deren er gar nicht bedürfte.

Eutyphron. Wahr gesprochen! Sokrates.

Sokrates. Die Religion wäre demnach eine Art von Handelskunst zwischen den Göttern und Menschen.

Eutyphron. Eine Handelskunst, wenn du sie gern so nennen willst.

Sokrates. Gern eben nicht, wenn's nicht richtig ist. Sage mir aber doch, welchen Nutzen mögen die Götter von unsern Geschenken haben? Denn was sie geben, liegt klar am Tage. Wir haben ja nichts Gutes, was nicht ihre Gabe wäre. Allein was sie von uns bekommen, wozu nutzt ihnen das? Oder haben wir im Handel so große Vortheile über sie, daß wir alle Güter von ihnen bekommen, und sie nichts von uns?

Eutyphron. Meynst du denn, Sokrates, daß die Götter Vortheile von den Dingen haben, die sie von uns empfangen?

Sokrates. Aber welches wären unsre Geschenke an die Götter?

Eutyphron. Was sonst, als Ehre, Anbetung und Danksagung?

Sokrates. Danksagung also wäre das Heilige, und nicht das Nützliche oder Gottgefällige?

Eutyphron. Ich denke doch ganz vorzüglich das Gottgefällige.

Sokrates. Mithin ist, wie es scheint, dieß wiederum das Heilige, was den Göttern lieb ist.

Eutyphron. Ganz vorzüglich.

Sokrates. Wirst du, da du dieß sagest, dich noch wundern, wenn dir die Sätze nicht bleiben wollen, sondern entweichen? Wirst du mir noch vorwerfen, daß Dädalos sie in Bewegung setze, da du ja noch weit künstlicher als Dädalos bist, und sie im Kreise herumtreibst? Oder merkst du nicht, daß unsre Untersuchung sich im Kreise drehet, und auf denselben Fleck zurück kommt? Du erinnerst dich doch, daß uns im Vorhergehenden das Heilige nicht als einerlei mit dem Gottgefälligen, sondern als von einander verschieden erschien? Oder erinnerst du dich nicht?

Eutyphron. O ja.

Sokrates. Merkst du denn nun nicht, daß du behauptest, heilig sey, was den Göttern lieb ist. Wird das aber wohl etwas anders seyn, als das Gottgefällige?

Eutyphron. Nichts anders.

Sokrates. So war denn entweder unsre erste Erklärung falsch, oder war sie gegründet, so ist unsre jetzige Behauptung nicht richtig.

Eutyphron. So scheint es.

Sokrates. Wir müssen also wieder von Anfang an untersuchen, was heilig ist. Denn ehe ich belehrt bin, werde ich von selbst den Muth nicht sinken lassen. Drum beschimpfe mich nicht, sondern spann deine ganze Aufmerksamkeit an, und sage wenigstens jetzt die Wahrheit. Du weißt sie ja, wenn irgend ein Mensch, und du mußt, gleich dem Proteus, nicht loßgelassen werden, bis du sie gesagt hast. Denn wüßtest du nicht aufs zuverläßigste was heilig und was unheilig ist; so würdest du's ja nimmer gewagt haben, eines Tagelöhners wegen, deinen alten Vater als einen Mörder anzuklagen. Du hättest, aus Furcht vor den Göttern, dich nicht der Gefahr, unrecht daran zu thun, ausgesetzet, und hättest auch die Menschen gescheuet. Jetzt aber weiß ich wohl, daß du ganz sicher einzusehen meynest, was heilig und was nicht heilig ist. Sage es also, bester Eutyphron, und verheimliche mir nicht, wofür du es hältest.

Eutyphron. Das nächste mal, Sokrates! Jetzt muß ich eiligst irgendwohin. Es ist Zeit, daß ich gehe.

Sokrates. Was machst du, mein Freund? Da gehst du nun weg, und bringst mich um die sichere Hoffnung, von dir über das, was heilig und was nicht heilig, belehrt, der Anklage des Melitos zu entkommen, indem ich ihm zeigte, daß ich schon durch den Eutyphron in Ansehung der göttlichen Dinge weise geworden, daß ich mich auch nicht mehr, aus Unwissenheit, besonderer Meynungen oder Neuerungen hierin schuldig machen, und daß ich meine übrige Lebenszeit um so viel besser seyn würde.

2.

Wer ist der weiseste Mann? *)

Sokrates war öffentlich angeklagt worden, daß er sich mit unnützen und frevelhaften Untersuchungen

*) Apologia Socratis. Ed. Bipont. Vol. I. pag. 44. d. seq. 46. c. seq. Es ist eine bekannte Sache, daß diese Schutzrede nicht von dem Sokrates gehalten, sondern erst nach seinem Tode von Platon, im Geiste des Sokrates, ausgearbeitet und niedergeschrieben worden. Platon sucht hier offenbar die Manier des Sokrates nachzuahmen, hat sie aber, wie es scheint, nicht allzuwohl getroffen. Um den Sokra-

chungen über unterirdische und himmlische Dinge befasse, daß er aus Unrecht Recht mache, die vom Staate anerkannten Götter läugne, dagegen fremde Götter einführe, und mit dem allen die Jugend verderbe. — Sokrates berief sich hingegen auf das Zeugniß aller Anwesenden. Ich fodre euch auf, sagte er, einander zu belehren und zu berichten, soviel ihrer je meinen Unterredungen beigewohnt haben. Deren ist aber eine große Menge unter euch. Saget also einander, ob jemand von euch mich jemals Kleines oder Großes von dergleichen Dingen hat reden hören. Und hieraus werdet ihr abnehmen können, daß es ein gleiches Bewandniß auch mit dem übrigen habe, was der große Haufen mir nachsaget. Auch mit dem allen ist es nichts. — — „Aber, mögte jemand erwiedern: Was ist denn dein Geschäfte, Sokrates? Woher diese Lästerungen? Thätest du weiter nichts, als die an-

Sokrates recht natürlich und unbefangen reden zu lassen, läßt er ihn mehrmalen aus der Construction fallen, und im Ganzen zu viele Worte machen. Fehler, welche Platon in seinen übrigen Schriften, außer den Büchern von den Gesetzen, die er in seinem späten Alter schrieb, sehr wohl zu vermeiden wußte, und die er höchstwahrscheinlich, bei größerer Uebung im Schreiben, als er damals hatte, auch nicht in der Person des Sokrates würde begangen haben.

andern, hättest du dich nicht anders als der große Haufen verhalten: so wäre ja doch nicht ein solches Gerücht und Gerede von dir entstanden. Sage uns also, was ist es? damit nicht auch wir aufs Gerathewohl über dich urtheilen." Wer so spricht, scheint mir billig zu sprechen, ich will's daher versuchen, euch zu zeigen, was mir etwa diesen Namen, und diese Lästerung kann zugezogen haben. Höret denn! Vielleicht zwar werden es einige als Scherz aufnehmen; allein seyd versichert, ich werde euch die lautere Warheit sagen. Ich habe nämlich, ihr Bürger Athens, durch nichts anders, als durch eine gewisse Weisheit diesen Namen erlangt. Durch was für eine Weisheit denn? — Es ist vielleicht die menschliche. Denn in der That scheine ich diese Weisheit zu besitzen. Die Sophisten aber, deren ich vorhin erwähnte, mögen wohl eine höhere als menschliche Weisheit inne haben. Oder — ich weiß nicht, wie ich sie nennen soll: denn ich kenne sie nicht: wer sie mir aufbürdet, der lügt, und sagt es, mich zu verleumden. Und nun, ihr Bürger Athens, werdet nicht ungehalten, wenn ich euch etwas großsprecherisch vorkomme: denn ich nehme es nicht aus mir selbst, was ich sagen werde, sondern von Einem, dessen Ausspruch ihr glauben müßt. Ich stelle euch zum Zeugen meiner Weisheit, wenn ich einige habe, und welcher Art sie sey, den Gott zu Delphi auf. Ihr kennt doch den Chärephon.

Die-

Dieser war von Kindheit auf mein Freund, und ein Freund des großen Haufens unter euch. Er floh mit euch auf jener Flucht, *) und kehrte mit euch wieder zurück. Ihr wißt ja wie Chärephon war, wie heftig in allem was er vornahm. So erkühnte er sich auch, da er einst nach Delphi gekommen war, diese Frage dem Orakel vorzulegen. Unterbrechet meine Erzählung nicht, ihr Männer! Er fragte nämlich: Ob jemand weiser sey, als ich? Die Priesterin antwortete: niemand sey weiser. — Dieß wird auch sein Bruder hier bezeugen, da jener schon tod ist. Erwäget aber, weshalb ich dieß sage. Ich will euch nämlich erklären, woher mein böser Leumund entstanden ist. Denn als ich jenen Orakelspruch vernahm, dachte ich bei mir selbst also: Was mag der Gott wohl meynen? und worauf hinzielen? Ich bin mir ja weder großer noch kleiner Weisheit bewußt. Was will er denn damit sagen, wenn er mich für den Weisesten erklärt? Denn lügen kann er doch nicht! das ist seiner unwürdig. So war ich lang über seine Meynung zweifelhaft. Endlich, nach vielem

*) Vor den 30 Tyrannen, ein Jahr vor der Verurtheilung des Sokrates, als alle ächten Patrioten, um nicht hingerichtet zu werden, auswandern mußten. s. die Note **, im ersten B. der Blumenlese. S. 150.

lem Hin- und Hersinnen, schlug ich folgenden Weg der Untersuchung ein. Ich gieng zu einem der vermeynten Weisen, um dort, wenn irgendwo den Orakelspruch zu widerlegen, und dem Gotte anzuzeigen: dieser hier ist weiser, als ich, und du hast doch mich genannt. Wie ich diesen nun erforschte, und mich mit ihm unterredete, — sein Name thut nichts zur Sache, übrigens war sein Geschäfte die Staatskunst — da gieng es mir folgender Weise, ihr Männer Athens! Es kam mir vor, als ob dieser Mann, zwar vielen andern, und am meisten sich selbst weise dünke, es aber nicht sey. Hierauf versuchte ich, ihm zu zeigen, daß er zwar weise zu seyn wähnte, es aber nicht wäre. Dadurch ward ich ihm und vielen Anwesenden verhaßt. Beim Weggehen dachte ich daher bei mir selbst: weiser als dieser Mensch bin ich nun wohl! Freilich mag wohl keiner von uns beiden weder das Schöne noch das Gute kennen: allein dieser wähnt doch etwas zu wissen, da er nichts weiß, ich hingegen bin bei meiner Unwissenheit doch frei von Dünkel. Eben dadurch also scheine ich ein wenig weiser als er zu seyn, daß ich das, was ich nicht weiß, auch nicht zu wissen wähne!

Von dort gieng ich zu einem andern, einem von denen, die für noch weiser als jener gehalten werden. Ich fand es grade eben so, und machte mich daselbst auch ihm und vielen an-

 dern

dern verhaßt. Darauf gieng ich der Reihe nach weiter, mit der traurigen Warnehmung zwar, und voll Furcht, daß ich verhaßt würde. Gleichwohl aber hielt ich's für Pflicht, die Sache des Gottes mehr als alles zu achten, und, um den Sinn des Orakels zu erforschen, alle anzutreten, die im Rufe standen, etwas zu wissen. Und warhaftig, ihr Athener, ich muß euch ja die Warheit sagen! es gieng mir grade eben so. Die im größten Rufe standen, schienen mir, bei meinen zu Folge des Orakelspruches angestellten Untersuchungen, fast die allerdürftigsten, andere hingegen, die man für schlechter hielt, dünkten mich fähigere Schüler der Weisheit zu seyn. Ich muß euch doch erzählen, wie ich umhergewandelt bin, und mir alle ersinnliche Mühe gegeben habe, um nur das Orakel widerlegt zu sehen *). Von den Staatskundigen nämlich gieng ich zu den trajischen dithyrambischen **), und andern Dichtern, um mich dort auf frischer That unwissender als sie zu ertappen. Ich nahm also ihre Gedichte zur Hand, und zwar die, welche

*) Ich lese nach der feinen Vossischen Verbesserung: ἱν' εμοιγ' αν ελεγκτος ἡ μαντεια γενοιτο.

**) Dithyramben heißen eigentlich die Lobgedichte auf den Bakchus, nachher alle lyrischen, oder vielmehr regellosen, wilden, und schwülstigen Phantasien-

che mir am sorgfältigsten von ihnen gearbeitet schienen, und forschte sie aus, was sie damit meynten, um zugleich auch etwas von ihnen zu lernen. Ich schäme mich, ihr Männer, euch die Warheit zu gestehen. Gleichwohl muß ich's sagen. Fast alle Anwesende sprachen, so zu sagen, besser über das, was sie gedichtet hatten, als sie selbst. Ich überzeugte mich wiederum, in Kurzem, auch in Ansehung der Dichter, daß sie ihre Gedichte nicht mit Einsicht machten, sondern aus einem gewissen Instinkte und aus Begeisterung, gleichwie die Weissager und Orakelsänger. Denn auch diese sagen zwar sehr viel Schönes, aber nicht aus eigener Einsicht. So ungefähr schien es mir auch den Dichtern zu gehen. Zugleich bemerkte ich, daß sie sich, der Poesie wegen, auch in andern Dingen, die sie nicht verstanden, die größten Kenner zu seyn dünkten. Ich gieng also auch da weg, weil mich dünkte, daß ich vor ihnen aus gleicher Ursache, als vor jenen Staatskundigen, den Vorzug hätte. Endlich wandte ich mich an die Künstler. Denn ich war mir bewußt, daß ich so viel als nichts verstände, und an ihnen, wußte ich, würde ich Männer von vielen und schönen Einsichten finden. Dieß betrog mich zwar nicht: sie verstanden, was ich nicht verstand. Allein, ihr Athener! eben den Fehler, wie die Dichter, schienen mir auch die geschickten Künstler zu haben. Ein jeder maßte sich an, weil er sei-

ne Kunst geschickt ausübte, auch in andern, den wichtigsten Dingen der Klügste zu seyn. Und dieser ihr Wahn verdunkelte jene Geschicklichkeit so sehr, daß ich auch mich selbst, im Namen des Orakels, fragte: was ich lieber mögte: so bleiben, wie ich bin, weder ihre Geschicklichkeit, noch ihren Dünkel, oder beides von ihnen haben? Und ich gab mir und dem Orakel zur Antwort: daß mir's am zuträglichsten scheine, so zu bleiben, wie ich bin.

Diese Nachforschung nun, ihr Athener, hat mir viele, die heftigsten und bittersten Feindschaften zugezogen, aus denen, nebst manchen andern Lästerungen, auch das Gerücht herstammt, welches mich einen Weisen nennt. Denn immer glauben die Anwesenden, ich müsse solcher Dinge selbst kundig seyn, worin ich einem andern seine Unwissenheit zeige. Aber warhaftig weise, ihr Athener, ist ohne Zweifel der Gott, und deutet mit jenem Orakelspruche dieses an: daß die menschliche Weisheit wenig, ja gar nichts werth ist. Und bloß aus der Ursache scheint er meinen Namen Sokrates genommen zu haben, um mich gleichsam zum Beispiele aufzustellen, als ob er sagen wollte: Derjenige, ihr Menschen, ist der weiseste unter euch, der, wie Sokrates, erkannt hat, daß seine Weisheit in Warheit nichts werth ist. — Auf diese Weise nun

wandle

Anytos, sondern die Lästerung und der Neid der Menge, welche schon so viele andere wackere Männer gestürzet haben, und, ich denke, auch ferner stürzen werden. Es hat gar keine Gefahr, daß sie bei mir aufhören sollten. Vielleicht aber mögte jemand sagen: Schämst du dich denn nicht, Sokrates, ein solches Geschäfte zu treiben, weshalb du Gefahr läufst, jetzt zu sterben? — Diesem mögte ich wohl mit gutem Fuge erwiedern: Du sprichst nicht fein, mein Freund, wenn du wähnest, ein Mann müße da, wo er auch nur ein wenig nützlich ist, Tod oder Leben in Rechnung bringen, und nicht vielmehr bloß darauf sehen, ob er, was es auch sey, Recht oder Unrecht daran thue, als ein braver Mann, oder als ein Nichtswürdiger handle. Deiner Aeußerung nach wären ja auch alle die Helden, die vor Troja fielen, verwerfliche Thoren, sowohl die andern, als auch der Thetis Sohn, (Achilles) der die Gefahr gegen die Schande so sehr verachtete, daß, wie er den Hektor zu tödten gedachte, und seine Mutter, eine Göttin, ungefähr so, wo mir recht ist, ihn anredete: „Wirst du, mein Sohn, den Tod deines Freundes Patroklos rächen, und den Hektor erlegen, „so stirbst du selbst! denn

„Gleich nach Hektorn harrt das
Schicksal dein *).

er Gefahr und Tod gegen die Schande nicht achtete, vielmehr sich scheute, als ein schlechter Mensch, der seinen Freund nicht gerochen hätte, zu leben, und sagte: „Gleich will ich sterben, „sobald ich den Frevler bestraft habe! Hier bei „den Schiffen kann ich nicht bleiben, allen ein „Spott, und eine Last der Erde **). Wähne also nicht, Achilles habe Gefahr und Tod geachtet!" – So ist es auch in Warheit, ihr Athener. Wo sich jemand hinstellt, weil er es für das Beste hält, oder von seinen Obern hingestellt wird, da muß er, dünkt mich, standhaft die Gefahr bestehen, und weder den Tod, noch irgend etwas anders gegen die Schande achten! Ich würde also ein großes Verbrechen begehen, ihr Athener, ich, der ehemals bei Potidäa, bei Amphipolis und bei Delion, so gut als irgend ein anderer, mit Todesgefahr, an dem Standorte aushielt, den die von euch erwählten Obern, meine Befehlshaber, mir angewiesen hatten, wenn ich jetzt, aus Furcht des Todes, oder irgend eines andern Uebels, von dem Posten wiche, den mir der Gott, wie ich nicht anders glaube und voraussetze, angewiesen hat, der Weisheit zu leben,

*) Homer Il. 18, v. 96.

**) Homer Il. 18, v. 98. 104.

leben, und mich selbst und andere zu erforschen. Höchst frevelhaft wäre das, und warhaftig! dann hätte man recht, mich als einen Gottesleugner vor Gericht zu ziehen, weil ich dem Orakelspruche nicht gehorchte, den Tod scheute, und mich weise dünkte, da ich's nicht wäre. Denn den Tod fürchten, ihr Männer, ist nichts anders, als sich weise dünken, ohne es zu seyn. Man wähnt da etwas zu wissen, was man nicht weiß. Es weiß ja keiner, was der Tod ist, ob er nicht vielleicht das größte aller Güter für den Menschen ist. Gleichwohl fürchten sie ihn, als wüßten sie sicher, daß er das größte der Uebel sey. Ist das aber nicht die schmähligste Unwissenheit, wenn man sich einbildet, zu wissen, was man nicht weiß? Ich, ihr Bürger, unterscheide mich vielleicht auch hierin von den meisten Menschen; und sollt' ich mich in einem Stücke für weiser erklären, so wäre es hierin, daß ich, so wie ich nichts rechtes von dem Zustande in der Unterwelt weiß, so es auch nicht zu wissen glaube. Daß aber Unrecht thun, und dem Höheren, er sey Gott oder Mensch, nicht gehorchen, böse und schändlich ist, das weiß ich. Niemals also werde ich Dinge, von denen ich nicht weiß, ob sie nicht wirkliche Güter seyn mögen, mehr fürchten oder fliehen, als die Uebel, von denen ich weiß, daß sie Uebel sind. Ihr könntet mich jetzt freilassen

wollen, troß dem Anytos, welcher behauptet, daß ich lieber hier gar nicht herkommen mußte, als jetzt, da ich einmal hier sey, von der Todesstrafe freigesprochen werden, weil alsdann eure Söhne den Lehren des Sokrates erst recht anhängen, und insgesamt von Grund aus würden verderbt werden. Ihr könntet mir sagen: „Dießmal, Sokrates, wollen wir zwar dem Anytos nicht folgen; wir lassen dich vielmehr frei; doch unter der Bedingung, daß du ferner weder mit der bewußten Nachforschung dich abgebest, noch nach Weisheit forschest: denn wenn du noch einmal hierüber betroffen wirst, bist du des Todes. Ihr könntet mich, wie gesagt, unter diesen Bedingungen entlassen wollen, und ich würde euch antworten: ich bin euch zwar, ihr Bürger Athens, von Herzen ergeben, und liebe euch, werde aber der Gottheit mehr als euch gehorchen; so lange ich Athem und Kräfte habe, werde ich nicht ablassen, nach Weisheit zu forschen, jeden von euch, den ich treffe, zu ermahnen, und, meiner Gewohnheit nach, mit den Worten ihn zu recht zu weisen: Du bist, mein Bester, ein Athener, Bürger der größten, durch Weisheit wie durch Macht berühmtesten Stadt, und du schämst dich nicht, daß du dein Vermögen, dein Ansehen und deinen Rang aufs höchste zu bringen suchst, um Verstand aber und Warheit und um die möglichste Verbesserung deiner Seele ganz unthätig und sorglos bist? —

bist? — Und woferne einer von euch mir widerspricht, und behauptet: er bekümmere sich allerdings hierum: so werde ich ihn nicht sogleich freilassen, oder weggehen, sondern ihn fragen, und genau erforschen; und wenn ich dann nicht die Tugend an ihm finde, deren er sich rühmt, so werde ich ihn schelten, daß er die wichtigsten Dinge am geringsten, und die schlechteren höher achtet. Dieß werde ich bei Jungen und Alten thun, bei Fremden und Mitbürgern; bei jedem, den ich treffe, den Mitbürgern aber um so mehr, je näher sie mir angehören. Denn dieß befiehlt mir der Gott! Merkt euch das! Und es ist, denke ich, diesem eurem Staate noch nie ein wesentlicherer Dienst geleistet worden, als durch meine Folgsamkeit gegen die Gottheit. Denn warum gehe ich umher, als um Junge und Alte unter euch zu ermahnen, daß sie weder für ihren Leib, noch für ihr Vermögen, noch für irgend sonst etwas so sehr, und so eifrig sorgen, als dafür, wie sie ihrer Seele die größte Vollkommenheit geben wollen? Ich halte ihnen vor: daß nicht aus dem Reichthume die Tugend, sondern aus der Tugend der Reichthum, und alle übrigen, sowohl die eigenen, als gemeinschaftlichen Güter der Menschen entspringen. Wenn ich nun durch solche Gespräche die Jugend

gend verderbte, so müßte ja die Tugend, die ich empfehle, selbst schädlich seyn. Behauptet aber jemand, daß ich andere als diese Reden führe, so sagt er mir Unwarheit nach. Darum erkläre ich euch, ihr Bürger Athens, ihr möget dem Anytos folgen oder nicht, mich freisprechen, oder nicht: ich werde nie anders handeln, und sollt' ich auch mehrmalen sterben müssen.

4.

Pflichten eines Richters, und eines Beklagten vor Gericht *).

Fortsetzung.

Vielleicht aber, fährt Sokrates in seiner gerichtlichen Schutzrede fort, vielleicht möchte mancher von euch unwillig werden, wenn er an sich selbst zurückdenkt, wie er, selbst in einem geringern als diesem Kampfe befangen, flehte, mit vielen Thränen vor den Richtern sich demüthigte, und, um desto größeres Mitleid zu erwecken, seine kleinen Kinder, nebst vielen andern

*) L. c. pag. 79. e. seq.

seiner Verwandten und Freunde für sich auftreten ließ: ich hingegen von alle dem nichts thue, und das in einer Gefahr, die, wie ich glauben muß, äußerst groß ist. Vielleicht also mögte mancher, wenn er dieß bedenkt, aufsätzig gegen mich werden, und, bloß hiedurch erbittert, im Zorn seinen Kiesel einwerfen *). Sollte also jemand von euch so gesinnt seyn, was ich zwar nicht hoffen will, so glaube ich diesem füglich sagen zu können: Auch ich, mein Bester, habe zwar so einige Verwandte, denn auch ich bin, wie Homer sagt, nicht von einer Eiche, oder von Felsen entsprungen, sondern von Menschen. Daher habe ich denn auch meine Verwandte, und Söhne, ihr Athener, drei an der Zahl. Einer ist schon ein Jüngling, zwei aber sind noch Kinder. Gleichwohl werde ich keinen derselben hierher bringen, um euch durch sie um meine Freisprechung zu bitten. Warum ich deren keines thun werde? Nicht aus Eigenwillen, ihr Athener, auch nicht aus Verachtung gegen euch. Ob ich in Ansehung des Todes getrosten Muthes bin, ist eine andere Sache: in Ansehung des Rufes aber, dünkt mich, würde es weder für mich, noch

*) Bekanntlich gaben die Griechen ihre Stimme durch kleine Steine oder Bohnen, die sie in eine dazu bestimmte Urne warfen. Die weiße Farbe entschied für ein günstiges, die schwarze für ein ungünstiges Urtheil.

noch für euch, noch für den ganzen Staat rühmlich seyn, wenn ich so etwas thäte, zumal in meinen Jahren, und bei meinem Rufe: mag er übrigens gegründet oder falsch seyn. Genug es wird doch einmal geglaubt, daß Sokrates einigen Vorzug vor der großen Menge habe. Es wäre aber doch eine Schande, wenn diejenigen unter euch, die an Weisheit, an Tapferkeit, oder irgend einer andern Tugend als vorzüglich angesehen werden, sich dergestalt aufführen wollten, wie ich oft von manchen gesehen habe, die wunder etwas seyn wollten, und doch, wenn sie vor Gericht standen, seltsame Dinge vornahmen, weil sie wähnten, es wiederführe ihnen etwas Entsetzliches, wenn sie sterben müßten: gleich als ob sie unsterblich seyn würden, wenn ihr sie nicht tödtetet. Diese sind es, die, meines Bedünkens, dem Staat einen Schandfleck anhängen; so daß auch ein Ausländer glauben mögte, die Tugendhaftesten unter den Athenern, die sie selbst unter sich der obrigkeitlichen und anderer Ehrenstellen am würdigsten halten, selbst diese hätten nicht den mindesten Vorzug vor den Weibern. Dergleichen, ihr Athener, müßt weder ihr selbst thun, die ihr auch nur in einigem Rufe steht, noch uns, wenn wir es thun wollten, verstatten. Ja, zeiget im Gegentheil, daß ihr vielmehr den, der solche klägliche Schauspiele aufführt, und die Stadt lächerlich macht, verurtheilet, als den, der sich ruhig verhält.

Und,

Und, ohne auf den Ruf zu sehen, ihr Athener, halte ich es auch nicht für recht, weder daß man den Richter bitte, noch daß der Bittende entkomme; sondern daß man belehre, und überzeuge. Denn dazu sitzt der Richter nicht da, um das Recht zu verschenken, sondern um darüber zu urtheilen: und er hat geschworen, nicht nach seinem Gefallen zu begünstigen, sondern nach den Gesetzen das Urtheil zu sprechen. Derhalben müssen weder wir euch gewöhnen wollen, meineidig zu seyn, noch müßt ihr euch dazu gewöhnen lassen. Denn wir würden beiderseits gottvergessen handeln. Erwartet also nicht, ihr Athener, daß ich dergleichen vor euch thun werde, was ich weder für anständig, noch für gerecht, noch für heilig halte; zumal da ich von dem Melitos hier, warhaftig! der Gottlosigkeit angeklagt werde. Denn wenn ich euch erweichte, und durch Bitten zum Meineid zwänge: so lehrte ich euch ja offenbar, nicht an die Götter zu glauben, und klagte mich fürwahr durch meine Vertheidigung selbst als einen Gottesleugner an. Aber weit entfernt, daß dem so seyn sollte! Ich glaube an die Götter, ihr Athener, wie keiner meiner Ankläger; und ich überlasse es euch und der Gottheit, über mich zu entscheiden, was für mich und euch das Beste seyn wird. — — —

Ihr wähnet vielleicht, fährt Sokrates nach seiner Verurtheilung fort, *) ich erliege aus Mangel an solchen Reden, wodurch ich euch doch wohl hätte erweichen mögen, wenn ich glaubte, daß man alles thun und reden müsse, um der Verurtheilung zu entkommen. Weit gefehlt! Ich erliege vielmehr aus Mangel, nicht an Worten, sondern an Frechheit und Unverschämtheit, und weil ich euch solche Dinge, als ihr freilich am liebsten gehört hättet, nicht vorsagen, nicht wehklagen und winseln, und dergleichen mehr, was, wie ich behaupte, meiner unwürdig ist, nicht thun und reden wollte, so sehr ihr's auch von andern zu hören gewohnt seyd. Ja! so wenig ich vormals glaubte, der Gefahr wegen etwas Unedles thun zu müssen, so wenig gereut mich jetzt diese Art meiner Vertheidigung. Ich will lieber mit dieser Vertheidigung sterben, als mit jener leben. Weder vor Gericht noch im Kriege ziemt es sich, so wenig für mich, als für irgend einen andern alles zu thun und aufzubieten, um dem Tode zu entfliehen. Denn auch in Schlachten ist es ofte augenscheinlich, daß einer dem Tode leicht entfliehen könnte, wenn er, mit Wegwerfung der Waffen, sich flehend an die Verfolgenden wendete. Und so giebt es noch viele andere Mittel, jeder Todesgefahr

*) L. c. pag. 88. d. seq.

gefahr zu entrinnen, wenn man sich alles zu thun und zu sagen erfrecht. Ja, ihr Männer von Athen, dem Tode zu entgehen, das ist nicht so schwer, weit schwerer ist es, der Schlechtigkeit zu entkommen: Denn sie ist schneller als der Tod. Nun bin zwar ich alter langsamer Mann von dem langsameren eingeholt worden, meine heftigen raschen Ankläger aber von der schnelleren, der Bosheit. Ich gehe jetzt freilich hinweg, von euch zum Tode verurtheilt, diese aber von der Warheit selbst der Schmach und der Ungerechtigkeit schuldig erkannt. Ich lasse mir meine Strafe gefallen; diese auch. So geht's ja wohl wie es sollte, und, ich denke, jeder von uns erhält, was ihm recht ist. — — Auch ihr, Richter *), die ihr mich freisprachet, auch ihr müßt guten Muthes in Ansehung des Todes seyn, und diese Eine Warheit erwägen, daß dem tugendhaften Manne, weder im Leben, noch im Sterben etwas Böses begegnet. Die Götter vergessen seiner nicht: auch kömmt mein jetziges Schicksal nicht von Ungefähr. Ich bin vielmehr gewiß, daß jetzt zu sterben, und in einen andern Zustand überzugehen, für mich das Beste war. — — Auch bin ich über meine Verurtheiler und Kläger überall nicht erzürnt, wiewohl sie mich nicht in

*) L. c. 95. seq.

in dieser Absicht anklagten und verurtheilten, sondern in der Meynung, mir zu schaden, und deshalb tadelswürdig sind.

Eins indessen bitte ich sie. Wenn meine Söhne ins Jünglingsalter getreten sind, so straft sie, ihr Männer, und quält sie eben so, wie ich euch gequält habe, woferne ihr findet, daß sie nach Reichthümern oder sonst etwas mehr als nach Tugend streben. Und wenn sie sich etwas zu seyn dünken, da sie doch nichts sind, so werft es ihnen vor, so wie ich euch, daß sie nicht sorgen, wofür sie sollten, und etwas zu seyn wähnen, da sie doch nichts sind. Woferne ihr dieß thut, so wird mir selbst, und meinen Söhnen von euch Recht wiederfahren.

Doch es ist schon Zeit von hier zu gehen, für mich, um zu sterben, für euch, um zu leben. Wer von uns aber dem beßern Loose entgegengehe, das ist allen verborgen, außer der Gottheit.

5.

Kriton

oder

Pflichten gegen das Vaterland *).

Sokrates (im Gefängnisse). Wie so frühe, Kriton? Oder ist's nicht mehr früh?

Kriton. Noch sehr.

Sokrates. Wie früh denn?

Kriton. Die erste Morgendämmerung.

Sokrates. Mich wundert, daß der Kerkermeister dich hereinlassen wollen.

Kriton. Er ist meiner schon gewohnt, Sokrates, weil ich so ofte herkomme. Auch genießt er einiger Wohlthaten von mir.

Sokrates. Kamst du denn eben, oder schon längst.

Kriton. Schon ziemlich lange.

*) Crito Ed. Bipont. Vol. I. pag. 99. seq.

Sokrates. Warum wecktest du mich denn nicht sogleich, sondern saßest so stille neben mir?

Kriton. Nein, bei Gott, Sokrates! Ich mögte ja selbst keine so traurigschlaflose Nacht haben, als ich dachte, daß die deinige seyn müßte; und nun sehe ich dir schon lange mit Verwunderung zu, wie süß du ruhest. Mit Fleiß weckte ich dich nicht, damit dir so wohl seyn mögte, als jetzt möglich. Oft schon habe ich dich vormals, in deinem ganzen Leben, deiner Gemüthsfassung wegen glücklich geschätzt, aber nie so sehr, als in dem gegenwärtigen Unglücke, das du so leicht, so gelassen erträgst.

Sokrates. Es wäre ja ungereimt, Kriton, unwillig zu seyn, wenn man in einem solchen Alter endlich einmal sterben soll *).

Kriton. Gleichwohl, Sokrates, schützt andere, die in deinen Jahren von ähnlichem Unglücke ergriffen werden, das Alter nicht vor Unwillen über ihr vorhandenes Schicksal.

Sokrates. Wohl wahr! Aber warum kommst du so früh?

*) Sokrates war damals 70 Jahre alt.

Kriton. O Sokrates, ich bringe eine traurige Nachricht, traurig — nicht für dich, wie es mir scheint, aber für mich und alle deine Freunde traurig und niederschlagend. Für mich gewiß eine der schmerzlichsten!

Sokrates. Welche denn? Ist etwa das Schiff aus Delos angelangt, nach dessen Ankunft ich sterben soll? *)

Kriton. Noch ist es nicht hier, ich glaube aber, es wird heute kommen. Nach dem Berichte einiger Leute, die von Sunium **) kommen, und es dort zurückgelassen haben, langt es offenbar gewiß heute noch an, und dann, Sokrates, mußt du morgen dein Leben enden.

Sokrates. Wenn es die Götter so beschlossen haben, wohlan denn! so sey es! Doch glaube ich nicht, daß es heute kommt.

Kriton. Woraus schließest du das?

Sokrates. Ich will's dir sagen. Den Tag nach der Ankunft des Fahrzeuges soll ich doch sterben.

*) S. Blumenlese 1. B. Seite 210. * und **.

**) Sunium, ein Vorgebürge unweit Athen.

Kriton. So sagen ja die, welche darüber zu gebieten haben.

Sokrates. So glaube ich denn, daß es nicht an dem anbrechenden Tage kommen werde, sondern an dem folgenden. Ich schließe es aus einem gewissen Traume, den ich nur erst in dieser Nacht hatte. Es war doch wohl ein Glück, daß du mich nicht wecktest.

Kriton. Was war denn das für ein Traum?

Sokrates. Mich dünkte, es käme eine schöne wohlgestaltete Frau, in weißem Gewande, auf mich zu, rief mir, und sagte: Sokrates,
„Am dritten Tage wirst du zum fruchtbaren Phthia gelangen" *).

Kriton. Welch ein seltsamer Traum, Sokrates!

Sokra-

*) Ist Parodie eines Homerischen Verses, in welchem Achilles zum Ulysses (Il. 9, 363.) sagt:
„Am dritten Tage denk ich zum fruchtbaren Phthia zu kommen." Phthia war das Vaterland des Achilles: auf den Sokrates angewandt, h. dieser Vers mithin so viel, als: am dritten Tage wirst du durch den Tod in dein wahres Vaterland kommen.

Sokrates. Doch verständlich, wie mich dünkt, Kriton!

Kriton. Nur allzuverständlich! Aber, theuerster Sokrates, folge mir, und rette dich noch jetzt. Wenn du sterben solltest – o dann trift mich mehr alß Ein Unglück *). Außerdem daß ich deiner beraubt werde, eines Freundes, desgleichen ich nie wiederfinde, werden mich auch noch viele, die mich und dich nicht genau kennen, in Verdacht ziehen, daß ich dich mit Aufwand einiger Kosten hätte retten können, aber es vernachläßiget habe. Und giebt es wohl einen schändlicheren Verdacht, als den, daß man sein Geld mehr liebe, als seine Freunde? Denn die Menge wird sich's nicht einreden lassen, daß du selbst unsern Bemühungen, dich von hier zu retten, entgegen gewesen.

Sokrates. Aber, bester Kriton, was kümmert uns denn so sehr das Urtheil der Menge? Die Vernünftigsten, an deren Urtheil uns am meisten gelegen seyn muß, werden glauben, daß die Sache so geschehen sey, wie sie geschehen ist.

*) Nach der unstreitig bessern Lesart: ȣ μια. oder ȣδε μια ξυμφορα εϛιν, αλλα χ.

Kriton. Aber du siehst ja, Sokrates, daß es nothwendig ist, sich auch um das Urtheil der Menge zu bekümmern. Selbst dein gegenwärtiges Schicksal kann zum Beweise dienen, daß die Menge, wenn man bei ihr verlästert worden, im Stande ist, uns nicht unbedeutende, sondern fast die größten Uebel zuzufügen.

Sokrates. O daß sie es könnte, Kriton, damit sie auch die größten Güter ertheilen könnte! dann stände es wohl mit uns. Jetzt aber vermag sie keins von beiden. Sie kann weder verständig noch unverständig machen. Sie thut was sie grade kann.

Kriton. Mag das seyn. Sage mir aber, Sokrates! bist du nicht etwa für mich und die andern Freunde besorgt, die Sykophanten *) mögten, wenn du von hier giengest, darüber, daß wir dich heimlich weggebracht hätten, Händel mit

*) Sykophanten, das heißt Feigenangeber. So wurden zu Athen ursprünglich diejenigen genannt, welche gerichtliche Anzeige davon machten, wenn jemand Feigen außer Landes verführt hatte. Die Feigenausfuhr war anfangs, als diese sehr beliebte Frucht in Attika noch selten war, verboten worden. Dieß gab zu vielen gehässigen und falschen Anklagen Veranlassung. Daher in der Folge, jeder falsche oder unberufene Ankläger verächtlicher Weise ein Sykophant genannt wurde.

mit uns anfangen, und wir dann unser ganzes Vermögen, oder doch eine große Summe einbüßen, auch wohl noch außer dem etwas leiden müssen? Fürchtest du dergleichen etwas, so laß es gut seyn. Es ist ja Pflicht für uns, deiner Rettung wegen, uns dieser, und, wenn's Noth thut, noch größerer Gefahr auszusetzen. Drum folge mir, und weigere dich nicht.

Sokrates. Sowohl dieß, Kriton! als auch sonst noch vieles besorge ich.

Kriton. Fürchte das doch nicht. Es ist nicht einmal eine große Summe, wofür gewisse Leute dich retten, und von hier führen wollen. Und dann kennst du ja diese Sykophanten, zu wie leichten Preisen sie erkauflich sind. Es steht dir mein ganzes Vermögen zu Gebot, und ich denke, es ist hinreichend. Und dann — woferne du etwa aus zärtlicher Vorsorge für mich meynest, daß ich das Meinige nicht aufwenden soll: — so sind unsre Gastfreunde hier bereit, die Kosten zu übernehmen. Der eine, Simmias aus Theben, hat eben dazu schon eine hinlängliche Summe hergebracht. Auch Kebes ist dazu bereit, und noch sehr viele andere. Wie gesagt also, weder diese Besorgniß müsse dich abschrecken, dich selbst zu retten, noch müsse das, was du im Gericht sagtest, daß du bei deiner Entfernung von hier nicht wüßtest, was du mit anfan-

gen solltest, dir Bedenken machen. Du wirst überall, wohin du kömmst, willkommen seyn. Willst du nach Thessalien gehen — ich habe dort Gastfreunde, die dich sehr hoch schätzen, und dir volle Sicherheit verschaffen werden, so daß keiner der dortigen Einwohner dir Leides zufügen wird. Ferner, Sokrates, scheint mir dein Vorhaben nicht einmal gerecht zu seyn, daß du, da du dich retten könntest, dich aufopfern, und dir selbst ein solches Schicksal bereiten willst, wie nur immer deine Feinde, die dein Verderben wollen, dir bereiten mögten, und auch bereitet haben. Zudem scheinst du mir auch an deinen eigenen Söhnen zum Verräther zu werden. Du könntest sie ernähren und erziehen, und du willst von ihnen gehen, willst sie verlassen, und, so viel an dir ist, dem Zufalle Preiß geben. O! ihr Schicksal wird allem Ansehen nach das gewöhnliche Schicksal aller Waisen in ihrem Waisenstande seyn. Ja! du mußtest entweder keine Kinder zeugen, oder auch die Mühseligkeiten ihrer Ernährung und Erziehung mit ausdauernder Geduld ertragen. Du scheinst mir das gemächlichste zu wählen: deine Wahl aber sollte die Wahl des guten und muthvollen Mannes seyn, der sein ganzes Leben der Tugend gewidmet zu haben behauptet. Wahrlich! ich schäme mich, sowohl für dich, als für uns, deine Freunde! Es wird das Ansehen haben, als ob der ganze Vorfall mit dir unsrer Seits mit einer gewissen Feigheit

heit behandelt worden: sowohl die Einleitung der Sache — dein Erscheinen vor Gericht, da du nicht zu erscheinen brauchtest — als auch der Gang des Processes selbst; und dieser Ausgang, als das Lächerlichste von dem ganzen Handel! Ja! man wird unfehlbar glauben, daß wir und du selbst, einer gewissen Bösartigkeit und Feigheit wegen die Gelegenheit, dich zu retten, aus der Acht gelassen, die wir dich nicht gerettet haben, da es doch so leichte möglich war, wenn wir nur im mindesten etwas taugten. Gieb also acht, Sokrates, daß dieß nicht zu dem Unglücke dir und uns zugleich auch Schande bringe. Berathschlage dich, oder laß dir vielmehr, da zum Rathschlagen nicht mehr Zeit ist, gerathen seyn. Es giebt nur Einen Rath. In der künftigen Nacht muß alles ausgeführt seyn. Säumen wir, so ist's unmöglich, und steht nicht mehr in unsrer Macht. Ja! um alles in der Welt, Sokrates, folge mir. Du darfst durchaus nicht anders handeln.

Sokrates. Lieber Kriton, dein Eifer ist sehr schätzenswerth, wenn er nur auf richtigen Gründen beruhet. Wo nicht, so ist er, je größer um so viel lästiger. Wir müssen also untersuchen, ob es recht ist, so zu handeln, oder nicht. Nicht bloß jetzt, sondern von jeher war es meine Art, keinem meiner Freunde, sondern immer nur der Einsicht zu folgen, die ich, bei reifer

reifer Ueberlegung für die richtigste befand. Die Grundsätze aber, zu denen ich mich sonst bekannte, kann ich jetzt, da mich dieß Schicksal betroffen hat, nicht umstoßen. Noch erkenne ich sie an, und achte und verehre sie, wie sonst immer. Können wir gegenwärtig keine bessern ausfindig machen, so wisse, daß ich sicher nicht nachgeben werde, und wenn mich auch die Gewalt der Menge durch noch mehrere, als die gegenwärtigen Schreckbilder, wie einen Knaben einschüchtern wollte; wenn sie mir auch Bande, Gütereinziehung, und mehr als Einen Tod drohte.

Kriton. Wie mögen wir die Sache wohl am besten untersuchen?

Sokrates. Wenn wir zuförderst deine Aeußerung über die Meynungen wieder vornähmen, ob es auf jeden Fall recht gesprochen war, oder nicht, daß man auf einige Meynungen achten müsse, auf andere nicht? Oder ob dieß vor meiner Verurtheilung zwar eine schöne Erklärung war, jetzt aber erhelle, daß es sonst nur so der Rede wegen gesagt, in der That aber Kurzweil und Geschwätz war? Ich wünsche gemeinschaftlich mit dir zu untersuchen, Kriton, ob mir mein damaliger Grundsatz in der gegenwärtigen Lage anders, oder in eben dem Lichte erscheine, und ob wir ihn fahren lassen, oder ihm folgen? So viel ich weiß, erklärten sich alle, die etwas

Gründ-

Gründliches zu sagen glaubten, immer so, wie ich mich jetzt erklärt habe: daß man nämlich von den Meynungen der Menschen einige sehr hochachten müsse, andere nicht. Bei den Göttern! Kriton, dünkt dich das nicht wohlgesprochen? Du bist ja, menschlichem Ansehen nach, außer Gefahr, morgen sterben zu müssen. Dich kann also der gegenwärtige Unfall nicht irre machen. Ueberlege also! Dünkt dich's nicht richtig, daß man nicht alle Meynungen der Menschen ehren müsse, sondern nur einige, andere nicht? Auch nicht die Meynungen aller Menschen, sondern nur einiger, anderer ihre nicht? Was sagst du? Ist das nicht richtig?

Kriton. Richtig.

Sokrates. Nicht wahr, die guten Meynungen muß man ehren, die schlechten nicht?

Kriton. Ja.

Sokrates. Gut aber sind doch die Meynungen der Verständigen, schlecht die der Unverständigen?

Kriton. Wie anders?

Sokrates. Wohlan denn! Wie kamen wir nun wieder zu dieser Behauptung? Ein

Mann,

Mann, welcher Leibesübungen treibt, und sein Geschäfte daraus macht, achtet der jedermanns Lob, Tadel und Meynung, oder nur des Einen, der Arzt oder Lehrer der Gymnastik ist?

Kriton. Nur des Einen.

Sokrates. Muß er nicht den Tadel dieses Einen fürchten, und sein Lob werthachten, nicht aber die Urtheile der Menge?

Kriton. Offenbar.

Sokrates. Auf diese Weise also muß er sich verhalten, und in seinen Uebungen, wie auch im Essen und Trinken, weit mehr auf das Gutdünken des Einen, des Vorstehers und Sachkundigen, als aller übrigen achten.

Kriton. Ganz recht.

Sokrates. Gut. Wenn er aber dem Einen nicht folgt, seine Meynung und seine Lobsprüche verschmäht, dagegen auf das Urtheil der ganz unkundigen Menge achtet, wird er dann nichts übels leiden?

Kriton. Unfehlbar.

Sokrates. Welches Uebel denn? Wohin zielt es? Auf welchen Theil des Unfolgsamen?

Kriton.

Kriton. Natürlich auf den Leib: denn diesen zerrüttet er.

Sokrates. Richtig, Kriton. Verhält sich's — um nicht alles durchzugehen — mit dem übrigen nicht eben so? Nicht auch mit dem, was recht oder unrecht, schön oder häßlich, gut oder böse ist, worüber wir uns jetzt berathschlagen, ob wir, in Ansehung derselben, die Meynung der Menge befolgen und fürchten sollen, oder die des Einen — wenn es hier einen Sachkundigen giebt — den man mehr scheuen und fürchten muß, als alle andern, dem wir nicht ungehorsam seyn können, ohne dasjenige zu verderben und zu verunstalten, was durch Gerechtigkeit verbessert, durch Ungerechtigkeit zerstört wird? Oder ist dieß nichts?

Kriton. Ich denke ja! Sokrates.

Sokrates. Wohlan denn, wenn wir das, was durch Gesundheit verbessert, durch Krankheit aber verderbt wird, durch Unfolgsamkeit gegen das Urtheil der Verständigen zerstören, ist dann, wenn dieß zerstört ist, das Leben noch wünschenswerth für uns? Es ist dieß aber der Leib. Nicht?

Kriton. Ja.

Sokrates. Ist denn das Leben mit einem siechen und zerrütteten Körper noch des Wunsches Werth?

Kriton. Keinesweges.

Sokrates. Aber dann noch, wenn dasjenige, dem Ungerechtigkeit schadet, Gerechtigkeit aber nützt, verderbt ist? Oder sollen wir diesen Theil von uns — was für einer er auch seyn mag — auf welchen sich Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit bezieht, für geringer halten, als den Leib?

Kriton. Keinesweges.

Sokrates. Sondern für höher?

Kriton. Bei weitem.

Sokrates. So muß es uns denn, mein Bester, überall nicht so sehr kümmern, was die Menge, sondern was der Eine, welcher über Recht und Unrecht belehrt ist, und was die Wahrheit selbst von uns sagen werde. Du gingst also zuförderst von einem falschen Grundsatze aus, indem du damit anhobst, daß wir uns in Ansehung dessen, was schön und gut, oder dessen Gegentheil ist, um die Meynung der Menge

be-

bekümmern müssen. Aber, mögte man sagen, die Menge ist doch im Stande, uns zu tödten.

Kriton. Ja wohl, Sokrates, mögte man auch dieß sagen.

Sokrates. Du hast Recht. Allein, mein Bester, dieser Satz, den wir da durchgegangen sind, scheint mir dem Ersteren ähnlich zu seyn *). Prüfe also auch dieß noch einmal, ob wir dabei bleiben oder nicht, daß nicht das Leben überhaupt über alles zu schätzen sey, sondern nur ein gutes Leben?

Kriton. Ja wir bleiben dabei.

Sokrates. Auch dabei, daß gut, schön, und gerecht leben, gleichbedeutend sey? Oder nicht?

Kri-

*) Der erste Satz war, daß man in Ansehung derjenigen Dinge, die sich auf den Körper beziehen, dem Urtheil der Verständigen folgen müsse, unbekümmert um das Urtheil der unverständigen Menge. Auf gleiche Weise, sagt er, scheint sich's auch mit den Dingen zu verhalten, die sich auf die Seele beziehen. Auch hier muß man, Trotz dem Urtheile der unverständigen Menge, bloß dem Verständigen folgen.

Kriton. Auch dabei.

Sokrates. Nach diesen Eingeständnissen müssen wir also untersuchen, ob es recht oder nicht recht seyn würde, wenn ich, ohne Einwilligung der Athener, von hier herauszugehen versuchte. Erscheint es dann als recht, so versuchen wir es; wo nicht, so lassen wir's. Die Rücksichten aber, deren du erwähntest, von dem Vermögensverluste, von dem Urtheile der Menge, und von der Erziehung der Kinder, dieß, Kriton, mögten in der That Rücksichten jener Menge seyn, die leichtsinnig, ohne allen Verstand tödtet, und wenn sie's könnte, auch wieder lebendig machen würde. Uns aber muß, weil die Vernunft es will, keine andere Rücksicht leiten, als die eben genannte, ob wir allerseits auch recht handeln, ihr, die ihr diesen, die mich hier herausführen sollen, Geld und Dank ertheilet, sie, die mich herausführen, und ich, der ich mich herausführen lasse, oder ob wir nicht in Warheit an alle dem offenbare Ungerechtigkeit verüben würden? Und erhellet dann, daß wir Unrecht daran thun: so müssen wir, falls auch der Tod, oder was sonst für ein Leiden die Folge meines ruhigen Hierbleibens seyn mag, alles dieses gegen Unrechtthun gar nicht in Erwägung ziehen.

Kriton. Das scheint mir zwar vortreflich, Sokrates, sieh aber zu, was wir thun.

Sokrates. Laß es uns gemeinschaftlich überlegen, mein Bester! und hast du irgendwo gegen meine Vorstellung etwas einzuwenden, so widersprich; ich werde Belehrung annehmen. Wo nicht, so laß endlich ab, mein Theuerster, mir immer dasselbe zu wiederholen, daß ich wider Willen der Athener von hier gehen müsse. Es soll mir ungemein lieb seyn, wenn du mich hierzu bereden kannst, nur nicht wider meine bessere Ueberzeugung. Merke also auf den Anfang der Untersuchung, ob er dir genügend ist, und bestrebe dich, meine Fragen nach bester Einsicht zu beantworten.

Kriton. Ja, das werde ich.

Sokrates. Behaupten wir, daß man auf keine Weise freiwillig Unrecht thun müsse, oder daß man es auf gewisse Weise dürfe, auf andere nicht? Oder ist Unrechtthun in keinem Betrachte weder gut noch schön, wie wir vor Zeiten öfters eingestanden haben, und wie auch eben gesagt ward? Oder sind uns alle vormals anerkannten Grundsätze in diesen wenigen Tagen zerronnen? Und haben wir, so bejahrte Männer, mit unsern ernstlichen Unterredungen, so lange Zeit hindurch, ohne es selbst zu wissen,

eitel Knabengeschwätz getrieben? Oder verhält sich's vielmehr noch völlig so, wie wir damals sagten, mag die Menge es behaupten, oder nicht, und mag uns ein noch härteres, oder auch ein besseres Schicksal bevorstehen? — Behaupten wir gleichwohl, daß Unrechtthun für den Unrechtthuenden, in jedem Fall, böse und schändlich sey? Oder nicht?

Kriton. Wir behaupten es.

Sokrates. Man muß also keineswegs Unrecht thun?

Kriton. Gewiß nicht.

Sokrates. Auch nicht, wie die Menge wähnet, Unrecht mit Unrecht erwiedern, weil man ja überall nicht Unrecht thun soll.

Kriton. Offenbar.

Sokrates. Wie nun, Kriton, darf man Böses thun, oder nicht?

Kriton. Man darf freilich nicht, Sokrates.

Sokrates. Ist aber, wie die Menge behauptet, erlittenes Böse mit Bösem zu vergelten, recht, oder ist es nicht recht?

Kriton. Auf keine Weise.

Sokrates. Denn Böses thun ist vom Unrecht thun um nichts verschieden.

Kriton. Das ist wahr.

Sokrates. Mithin darf man weder Unrecht erwiedern, noch irgend einem Menschen Böses zufügen, was immer man auch von ihm erlitten habe. Sieh dich vor, Kriton, daß du dieß nicht gegen deine Ueberzeugung einräumest: denn ich weiß, daß nur wenige so denken, und denken werden. Menschen aber, die so, und andere, die nicht so denken, können keinen gemeinschaftlichen Entschluß fassen, sie müssen sich vielmehr in Hinsicht auf ihre gegenseitigen Rathschlage einander verachten. Sieh also genau zu, ob du völlig einerlei Meynung mit mir bist, und ob wir bei unsrer Berathschlagung davon ausgehen können, daß es niemals erlaubt sey, weder Unrecht zu thun, noch zu erwiedern, noch erlittenes Böse durch Erwiederung des Bösen zu rächen. Oder trittst du zurück, und erkennest diesen Grundsatz nicht an? Ich, meines Theils, war schon längst dieser Meynung, und bin's auch jetzt noch. Bist du anderer Meynung, so sprich, und beweise. Bleibst du aber bei dem vorherigen, so höre weiter.

Kriton. Ich bleibe dabei, und bin völlig mit dir einig. Rede nur.

Sokrates. Ich sage also weiter, oder vielmehr, ich frage: ob man das, was man jemanden zugestanden hat, wenn es recht ist, thun, oder ob man ihn darum betrügen müsse?

Kriton. Man muß es thun.

Sokrates. Zieh nun hieraus die Folge. Wenn ich, ohne Einwilligung des Staats, von hier gienge, würde ich dann wohl nicht gewissen Wesen, und zwar solchen, denen man am wenigsten sollte, Böses zufügen? Würd' ich dann auch noch bei meinen für gerecht erkannten Zusagen beharren, oder nicht?

Kriton. Ich weiß nicht, Sokrates, was ich auf deine Fragen antworten soll. Ich verstehe dich nicht.

Sokrates. Betrachte es einmal so. Gesetzt, indem ich im Begriff wäre, von hier zu entlaufen, — oder wie soll ich's nennen? — erschienen die Gesetze, samt dem gemeinen Wesen, stellten sich vor mir hin, und fragten: „Sprich, Sokrates, was hast du vor? Diese „That, deren du dich erkühnest, was heißt sie „anders, als uns, die Gesetze, und den ganzen „Staat,

„Staat, soviel an dir ist, zu Grunde richten „wollen? Oder glaubst du, daß ein Staat be„stehen könne, und nicht gänzlich umgekehrt „werde, in welchem die richterlichen Aussprüche „keine Kraft haben, sondern von jeder Privat„person unkräftig gemacht, und vereitelt werden „können?“ — Was sollte ich hierauf, und auf andere solche Vorstellungen antworten, Kriton? Denn es ließe sich vieles, zumal von einem Redner, wider die Zerstörung dieses Gesetzes sagen, welches verordnet, daß die richterlichen Aussprüche geltend seyn sollen. Sollt' ich etwa sagen: der Staat hat mir auch Unrecht gethan, und ein ungerechtes Urtheil gefällt? Sollt' ich dieß, oder was sollt ich sagen?

Kriton. Ja, bei Gott! dieß, Sokrates.

Sokrates! Wie nun, wenn die Gesetze erwiederten: „o Sokrates, ist nicht auch dieß Verabredung zwischen uns und dir, daß du dich den Urtheilssprüchen des Staates unterwerfen solltest?“ — Wunderte ich mich über ihre Rede, so würden sie vielleicht sagen: „Laß dich dieses nicht befremden, Sokrates, sondern antworte, du bist ja sonst ein Freund von Fragen und Antworten. Sprich, was mißfällt dir an uns und an dem Staate, daß du uns zu Grunde richten willst? Hast du nicht uns zuförderst deine Geburt zu verdanken? Hast du es nicht uns zu verdanken, daß dein Vater sich mit deiner Mut-

ter ehelich verband, und dich rechtmäßig zeugte? Sage, mißbilligest du unter uns Gesetzen etwas an denen über die Ehe? findest du sie nicht weise?"

Ich mißbillige sie nicht, würde ich antworten.

"Aber die Gesetze über die Erziehung und Unterweisung, nach welchen auch du erzogen bist? Ist etwa unsre gesetzliche Verordnung, die es deinem Vater und deiner Mutter zur Pflicht machte, dich in den Wissenschaften und in der Gymnastik unterrichten zu lassen, nicht lobenswerth?"

Sehr lobenswerth, würde ich sagen.

"Gut! da du uns also Geburt, Ernährung und Erziehung zu danken hast, kannst du zuförderst wohl leugnen, daß du unser Kind und Unterthan bist, du selbst sowohl, als deine Vorfahren? Und wenn dem so ist, wähnest du dann gleiche Rechte mit uns zu haben, und alles, was wir dir thun, uns mit Recht erwiedern zu dürfen? Du würdest dir doch nicht gleiche Rechte mit deinem Vater anmaßen, oder mit deinem Gebieter, falls du einen hättest; so daß du ihnen alles, was du von ihnen erlittest, erwiedertest: würdest

deſt geſcholten nicht wiederſchelten, noch geſchlagen wiederſchlagen, und ſo in allen ähnlichen Fällen. Gegen das Vaterland aber und gegen die Geſetze ſollte dir dieß erlaubt ſeyn? Wenn wir, in der Ueberzeugung, daß es recht ſey, deinen Untergang beſchließen, ſo willſt du du, uns Geſetzen und dem Vaterlande, ſo viel an dir iſt, gleichfalls den Untergang zu bereiten ſuchen? Und willſt ſogar behaupten, daß du recht daran thuſt, du, der du dich in Warheit der Tugend befleißigen willſt? Steht es ſo mit deiner Weisheit, daß du nicht einmal weißt, daß das Vaterland ehrwürdiger und heiliger iſt, und ſowohl bei den Göttern, als bei allen vernünftigen Menſchen in größerem Anſehen ſteht, als Vater und Mutter, und alle übrigen Vorfahren? Und daß man das Vaterland mehr verehren, ihm mehr nachgeben, und, wenn es zürnet, daſſelbe mehr liebkoſen müſſe, als einen Vater? daß man es entweder überreden, oder thun muß, was es befiehlt, und wenn es etwas zu leiden auferleget, ruhig leiden, wären's auch Schläge und Bande; ja wenn es auch in den Krieg, Wunden und dem Tode entgegen führte; daß es dennoch Pflicht iſt, zu gehorchen, und nicht auszuweichen, weder zurückzugehen, noch die Reihe zu verlaſſen, ſondern im Kriege, wie vor Gericht, überall zu thun, was der Staat und das Vaterland befehlen, oder ſie zu dem, was recht iſt, zu bewegen? Daß hingegen Ge-

walt zu brauchen, weder gegen Vater, noch gegen Mutter, am allerwenigsten aber gegen das Vaterland erlaubt ist?"

Was sollt' ich darauf sagen, Kriton? daß die Gesetze Recht haben, oder nicht?

Kriton. Mir scheinen sie's zu haben.

Sokrates. "Prüfe also, Sokrates, würden die Gesetze vielleicht fortfahren, ob wir Recht haben, zu sagen, daß dein Vorhaben gegen uns ein widerrechtliches Vorhaben ist? Wir haben dich gezeugt, ernährt, unterwiesen, haben dich wie alle übrigen Bürger, an allen Vorzügen, die wir nur gewähren konnten, theilnehmen lassen. Gleichwohl erklären wir, indem wir's einem jeden Athener freigestellt haben, daß es dir, und jedem andern, dem die Verfassung des Staates, und wir Gesetze, bei näherer Ansicht und Prüfung, nicht gefallen, erlaubt sey, mit alle dem Seinigen auszuwandern, und hinzuziehen, wohin er will. Keins von uns Gesetzen verhindert, oder verbietet es, wenn jemand von euch — falls wir oder der Staat ihm nicht gefallen — sich in eine Kolonie, oder irgend sonst wohin begeben, und wohnhaft niederlassen will. Er mag mit all seinem Hab' und Gute hinziehen, wohin es ihm beliebt. Wer von euch aber bleibt, nachdem er gesehen,

auf

auf welche Weise wir das Recht sprechen, und im übrigen den Staat verwalten, der, behaupten wir, hat durch die That uns angelobt, daß er alles thun wolle, was wir befehlen, behaupten, daß er, im Fall der Widersetzlichkeit, dreifaches Unrecht begehe. Er ist ungehorsam gegen uns, seine Eltern, ungehorsam gegen seine Erzieher, und übertritt den mit uns eingegangenen Vertrag, indem er uns weder gehorcht, noch überführt, falls wir etwas thun sollten, was nicht recht ist; zumal wir unsre Gebote öffentlich vorlegen, und keine eigenmächtigen Befehle ertheilen, sondern jedem zwischen beiden die Wahl lassen, uns zu überzeugen, oder zu gehorchen. Aber er thut keins von beiden. Diese Vorwürfe, Sokrates, wirst auch du dir zuziehen, wenn du deinen Anschlag ausführest. — — Du handelst, wie der verworfenste Sklave handeln würde, indem du gegen den Vertrag und die Uebereinkunft, denen zu Folge du dich in unsre Verfassung zu fügen gelobtest, davon laufen willst. Beantworte uns nur zuförderst dieß, ob wir die Warheit daran sagen, oder nicht, daß du, freilich nicht mit Worten, aber durch die That, dich in unsre Verfassung zu fügen gelobt hast?"

Was sollt' ich darauf sagen, Kriton? Müßte ich's nicht eingestehen?

Kriton. Nothwendig, Sokrates.

Sokrates. „Brichst du also, würden sie fortfahren, brichst du nicht offenbar den mit uns geschlossenen Bund und Vertrag? Du bist nicht durch Zwang, nicht durch Betrug, auch nicht durch übereilte Entschließung dazu genöthiget worden. Nein! du hattest siebenzig Jahre, in welchen es dir frei stand, von hier zu gehen, falls wir dir nicht gefielen, oder unser Vertrag dir nicht gerecht schien. Aber du zogst weder Lakedämon noch Kreta vor, deren Verfassung du immer so sehr erhebst, noch irgend einen andern von den griechischen oder fremden Staaten; sondern bist weniger verreiset, als Lahme und Blinde, und andere Gebrechliche. So sehr hast du vor allen andern Athenern dein Wohlgefallen an diesem Staate, offenbar also auch an uns Gesetzen, bewiesen. Denn wem könnte wohl ein Staat ohne Gesetze gefallen? Nun aber bleibst du deinem Vertrage nicht getreu. Wenn du uns folgest, Sokrates, so bleibst du ihm treu, und wirst dich nicht durch Entweichung aus dem Staate lächerlich machen. Erwäge doch nur, was wirst du durch diese Bundbrüchigkeit und Pflichtvergessenheit für dich oder deine Freunde gewinnen? denn daß deine Freunde Gefahr laufen werden, gleichfalls verwiesen, des Vaterlandes beraubt, oder ihres Vermögens verlustig zu werden, das ist ja fast sonnenklar.

Und

Und du selbst — wohin, Sokrates? Nach einer der benachbarten Städte? Nach Theben, oder Megara? Freilich haben beide eine gute Verfassung. Aber du wirst als ein Feind ihrer Verfassung kommen, Sokrates. Alle, denen ihr Staat am Herzen liegt, werden dich mißtrauisch als einen Zerstörer der Gesetze ansehen. Und du wirst das Vorurtheil für deine Richter bestärken, so daß man glauben wird, sie hätten mit Recht dein Urtheil gesprochen. Denn wer ein Verderben der Gesetze ist, der hat sehr das Ansehen, auch ein Verderben der Jugend, und der unverständigen Leute zu seyn. Willst du etwa alle wohleingerichteten Staaten, und die gesittetsten Männer vermeiden? Wie kann alsdann das Leben für dich noch einen Werth haben? Oder wirst du dich ihnen nahen, und dich nicht entblöden, gegen sie noch eben solche Reden zu führen, als hier, daß Tugend und Gerechtigkeit, Sitten und Gesetze dem Menschen über alles gelten müssen? Meynst du nicht, daß ihnen das ganze Betragen des Sokrates unanständig scheinen werde? Ja! du mußt es glauben. Doch, aus diesen Städten wirst du wegbleiben, und nach Thessalien zu Kritons Gastfreunden gehen. Denn dort herrscht ja die größte Unordnung und Zügellosigkeit. Vielleicht würden sie dort auch mit Vergnügen dir zuhören, auf wie lächerliche Weise du aus dem Gefängniß entlaufen seyst, in ein fremdes Kleid, oder in einen Pelz

ge-

gehüllt, oder wie sich sonst die Ausreißer zu verkappen pflegen, und wie du deine Gestalt verstellt habest. Aber ob du, ein Greis, der allem Ansehen nach nur noch eine kurze Lebensfrist hatte, dich nicht schämtest, so begierig am Leben zu hängen, daß du die heiligsten Gesetze übertratest, wird keiner dieß fragen? Vielleicht, wenn du keinem zu nahe trittst. Widrigenfalls aber wirst du vieles deiner unwürdiges hören, wirst vor jedermann dich schmiegen, und in einer sklavischen Abhängigkeit leben müssen. Und was in Thessalien thun, als schmausen? Grade als wärst du zum Gastmahle nach Thessalien hingewandert. Jene Reden aber über die Gerechtigkeit, und über die andern Tugenden, wo bleiben dann die? Doch, deiner Kinder wegen willst du gern noch leben, um sie ernähren und erziehen zu können. Wie? Nach Thessalien willst du sie führen, um sie zu ernähren und zu erziehen? willst sie zu Fremdlingen machen, damit sie dir auch das noch zu verdanken haben? Oder dieß zwar nicht. Aber sie werden hier vielleicht, wenn du lebst, besser ernährt und erzogen werden, wiewohl du nicht bei ihnen bist? Denn deine Freunde werden sich ihrer annehmen. Wie? Wenn du nach Thessalien auswanderst, werden sie sich ihrer annehmen, wenn du aber ins Todtenreich hinwanderst, dann nicht? O wenn ihre vorgegebene Freundschaft nur etwas werth ist, mußt du es ihnen zutrauen.

Ja,

Ja, Sokrates, folge uns, deinen Erziehern! Laß dir weder deine Kinder, noch dein Leben, noch irgend sonst etwas theurer seyn, als die Gerechtigkeit, damit du bei deiner Ankunft im Todtenreiche, den dortigen Gebietern alles dieses in deiner Schutzrede vorstellen könnest. Es liegt ja am Tage, daß die Ausführung deines Vorhabens nicht einmal hier, weder für dich, noch für irgend einen der Deinigen besser, so wenig gerecht als heilig seyn würde: und bei deiner Ankunft dort wird dir's auch nicht wohl bekommen. Jetzt gehst du, wenn du von hier gehst, hinweg, gekränkt nicht von uns Gesetzen, sondern von Menschen. Scheidest du aber ab, nachdem du auf so schändliche Weise Unrecht mit Unrecht, Böses mit Bösem vergolten, deine Verträge und Zusagen übertreten, und denen Böses zugefügt hast, denen du am wenigsten solltest, dir selbst, deinen Freunden, deinem Vaterlande, und uns: so verfolgt dich unser Zorn hier im Leben, und dort werden unsre Brüder, die Gesetze im Todtenreiche, dich nicht gnädig aufnehmen, weil sie wissen, daß du uns, so viel an dir war, zu vernichten strebtest. Nein! Kriton müsse dich nicht bereden, ihm mehr zu folgen als uns."

Wisse, mein geliebter Freund, Kriton, daß mir ist, als hört' ich dieß, so wie die Kory-

rybanten *) Flötentöne zu hören wähnen: und der Schall dieser Reden summt so laut in meinem Innern, daß ich nichts anders darüber zu hören vermag. Darum sey versichert, nach meiner jetzigen Ueberzeugung magst du immerhin dagegen reden — du redest umsonst. Gleichwohl, wenn du dennoch etwas auszurichten meynest — rede.

Kri=

*) Korybanten. So wurden die Priester der Kybele genannt. Weil Kronos oder Saturn, alle seine Kinder, aus Furcht von ihnen einst entthront zu werden, gleich nach ihrer Geburt verschlang: so gab ihm seine Gemahlin, die Kybele oder Rhea, um den neugebornen Jupiter zu retten, statt dessen, einen in Windeln gewickelten Stein zu verschlingen, und damit Kronos das Geschrei des weinenden Kindes nicht hören mögte, befahl sie den Korybanten, mit Waffentänzen und mit Klappern einen großen Lärm vor der Höhle zu machen, in welcher der kleine Jupiter verborgen lag. Das Andenken dieser Begebenheit ward durch ein Fest erhalten, in welchem die Korybanten, mit Musik und Gesang, uud mit wüthenden Gebehrden, wie Wahnsinnige, umherschweiften. In der Folge bezeichnete man mit diesem Namen auch eine Art von Kranken, die Flötentöne zu hören, und von Furien gequält zu werden glaubten. Das einzige Mittel, sie von ihrer Krankheit zu befreien, war Musik. Vergl. Timaei Lex. Voc. Platon. Ed. sec. Ruhnkenii pag. 163. not. 20.

Kriton. Nein, Sokrates, ich weiß nichts zu sagen.

Sokrates. So laß denn ab, Kriton, und laß uns ihn gehen, diesen Weg, da die Gottheit uns ihn führet.

6.

Theages

oder

Wahl und Würdigung eines Lehrers und Erziehers der Jugend *).

Demodokos, Sokrates, Theages.

Demodokos. Ich wünschte wohl einige Worte mit dir allein zu sprechen, Sokrates, wenn du bei Musse bist; und wenn du auch Geschäfte hast, so wünschte ich, daß du dir gleichwohl,

*) Theages. Vol. II. pag. seq.

wohl, falls sie nicht sehr dringend sind, meinetwegen Musse machtest.

Sokrates. Ich habe ohnehin eben Musse, und für dich um so mehr. Hast du also etwas zu sagen, so steht es dir frei.

Demodokos. Wollen wir nicht beiseite dort in die Halle Jupiters, des Freiheitsschützers *), gehen?

Sokrates. Wenn's dir so beliebt.

Demodokos. So laß uns gehen, Sokrates. Es scheint mit allen Erzeugnissen, mit den Erdgewächsen, wie mit den Thieren und dem Menschen, eine gleiche Bewandniß zu haben. Bei dem Pflanzen wird uns Landwirthen die vorläufige Zubereitung, so wie das Pflanzen und Säen selbst, am leichtesten: sobald aber das Gepflanzte Leben hat, wird auch die Wartung desselben mannigfaltig, schwer, und mißlich. Eben so scheint es mir auch mit dem Menschen zu seyn. Ich schließe von meinen Erfahrungen auf andere. Denn nichts ist mir leichter geworden, als — soll ich sagen — die Pflanzung oder die Zeugung dieses Knaben; seine Erziehung hin-

*) S. Blumenlese 1. B. S. 229 die Note.

hingegen ist mit vielen Schwierigkeiten verbunden, und hat mich in beständiger Unruhe und Besorgniß erhalten. Es ließe sich sonst noch vieles sagen, allein die gegenwärtige Begierde des Knaben macht mir außerordentliche Angst. Unedel ist sie zwar nicht, aber gefährlich. Siehe, Sokrates, der Knabe will dir, wie er sagt, ein Gelehrter werden. Ich stelle mir vor, daß einige von seinen Gespielen und Ortsgenossen, die oft zur Stadt kommen, ihm mit einigen ausgelernten Floskeln den Kopf heiß machen. Auf diese ist er nun eifersüchtig, und macht mir schon lange viel zu schaffen, indem er verlangt, daß ich für ihn sorgen, und irgend einem Sophisten *) Geld aussetzen soll, damit er ihn zu einem Gelehrten mache. Das Geld zwar kümmert mich wenig, ich fürchte nur, daß ihn seine Neigung in nicht geringe Gefahr stürzen werde. Bisher habe ich ihn durch gute Worte zurückgehalten, da ich aber nicht länger dazu im Stande bin, halte ich es für das Beste, ihm zu willfahren, damit er nicht, ohne mein Wissen, jemanden in die Schule laufe, und verdorben werde. Jetzt komme ich eben deshalb her, um ihn einem eurer angesehensten Sophisten zu übergeben.

*) Die Sophisten lebten eigentlich vom Unterrichte junger Leute, vorzüglich solcher, die sich zu künftigen Rednern und Staatsmännern bilden wollten.

geben. Du kömmst uns daher recht glücklich in den Weg, du, mit dem ich mich über solche Angelegenheiten am liebsten berathschlagen mögte. Hast du also in der erwähnten Sache einen Rath zu geben, so laß hören, ja du mußt mir rathen!

Sokrates. Aber man sagt doch auch, Demodokos, die Berathschlagung sey eine heilige Sache; und wenn sie dieß in irgend einem Falle ist, so ist sie es in dem, worüber du jetzt um Rath frägest. Denn es giebt nichts göttlicheres, worüber ein Mensch rathfragen könnte, als über seine und der Seinigen Bildung. Zuförderst also müssen wir beide uns wohl darüber einverständigen, was das eigentlich seyn mag, worüber wir zu rathschlagen denken, damit ich nicht oftmal dieß, und du etwas ganz anders meynest, und wir sodann nach langem Gespräche gewahr werden, daß wir uns lächerlich machen, ich, der ich Rath ertheile, und du, der du Rath foderst, da wir doch ganz verschiedene Dinge im Sinne hätten.

Demodokos. Du magst wohl Recht haben, Sokrates; so müssen wir's machen.

Sokrates. Freilich wohl recht, doch nicht ganz: ich ändere es noch ein wenig um. Denn ich denke eben, ob dieser Jüngling auch

auch wirklich nach dem, was wir meynen, und nicht vielleicht nach etwas anderm Verlangen habe. Da wäre es denn noch ungereimter von uns, wenn wir über das Unrechte rathschlagten. Das richtigste, dünkt mich, wäre also, von ihm selbst den Anfang zu machen, und ihn auszuforschen, worauf seine Neigung gehe.

Demodokos. So mögte es wohl am besten seyn.

(Sokrates fragt nun den Jüngling nach welcher Art von Weisheit oder Gelehrsamkeit ihn verlange, und sucht durch allerlei Fragen seine Fähigkeiten, so wie seine Gesinnungen zu prüfen. Endlich thut er ihm den Vorschlag, da er doch die Staatskunst zu lernen wünsche, sich an irgend einen großen Staatsmann zu wenden, um sich durch dessen Umgang zu bilden).

Theages *). Ich habe nur gehört, Sokrates, daß du selbst gesagt haben sollst, die Söhne dieser Staatsmänner wären um nichts besser, als die Schustersöhne. Und so viel ich davon wahrnehmen kann: scheinst du völlig recht zu haben. Ich müßte also wohl unsinnig seyn,

*) L. c. pag. 15 seq.

wenn ich glaubte, daß einer dieser Männer mir seine Weisheit mittheilen, seinem eigenen Sohne hingegen gar nicht helfen wolle, wenn er anders im Stande wäre, irgend einem Menschen hiezu behülflich zu seyn.

Sokrates. Was, mein Bester, würdest du denn wohl anfangen, wenn du einen Sohn hättest, der dir auf solche Art zu schaffen machte, und zwar behauptete, daß er ein geschickter Maler zu werden wünsche, auch dir, seinem Vater, Vorwürfe machte, daß du dieserwegen kein Geld an ihn wenden wolltest, der aber doch die Meister in der Kunst, die Maler, verschmähete, und nicht von ihnen lernen wollte? Oder die Meister auf der Flöte, wenn er ihre Kunst zu lernen wünschte? Wüßtest du wohl, was mit ihm anzufangen? Und wohin sonst würdest du ihn schicken, wenn er von diesen nicht lernen wollte?

Theages. Nein wahrlich! ich wüßte es nicht.

Sokrates. Und nun, da du es grade eben so mit deinem Vater machst, wunderst und beschwerst du dich, wenn er nicht weiß, was er mit dir anfangen, und wohin er dich schicken soll? Wir wollen dich ja einem jeden der edlen und braven athenischen Staatsmänner, zu dem du

du Belieben hast, zuführen, der umsonst mit dir umgehen wird, bei dem du auch kein Geld aufwenden darfst, und durch dessen Umgang du zugleich auch weit mehr Ansehen bei der Menge gewinnen wirst, als durch den Umgang eines jeden andern.

Theages. Wie denn, Sokrates, bist du nicht auch dieser Edlen und Braven einer? Wenn du mir deinen Umgang gönnen wolltest, das wäre mir genügend, ich verlange keinen andern.

Sokrates. Wie? was sprichst du da, Theages?

Demodokos. O Sokrates, er spricht doch nicht übel, und du wirst zugleich auch mir einen Gefallen damit erzeigen. Ich wüßte nicht, was mir glücklicheres begegnen könnte, als wenn er Gefallen an deinem Umgange fände, und du ihm denselben gönnen wolltest. Wahrlich ich schäme mich zu sagen, wie sehr ich das wünsche! Aber ich bitte euch beide: dich, mit ihm umgehen zu wollen, und dich, keines andern Umgang zu suchen, als den des Sokrates, und ihr werdet mich von vielen quälenden Sorgen befreien: denn ich fürchte jetzt sehr für den Knaben, daß er irgend einem andern in die Hände falle, der ihn verderbe.

Theages. Fürchte jetzt nicht mehr für mich, Vater, wenn du nur den Sokrates bewegen kannst, mich zu seinem Gesellschafter aufzunehmen.

Demodokos. Recht brav gesprochen! Nun wende ich mich also an dich, Sokrates. Ich bin dir – um es kurz zu sagen – bereit, mich, und das Liebste, was ich habe, mit einem Worte! alles, was du verlangest, herzugeben, wenn du meinen Theages liebreich aufnehmen, und ihm nach besten Kräften wohlthun willst.

Sokrates. Dein Eifer, Demodokos, wundert mich nicht, da du glaubst, daß deinem Sohne durch mich am besten geholfen werde. Denn ich weiß nicht, was einem verständigen Manne mehr am Herzen liegen könnte, als die Bildung seines Sohnes zu einem möglichst guten Menschen. Woher du aber glaubst, daß ich besser, als du selbst, im Stande sey, deinem Sohne dazu zu verhelfen, daß er ein guter Bürger werde, und woher dieser meynt, daß Ich ihm hiezu behülflicher seyn könne, als Du, das begreife ich nicht. Denn erstlich bist du älter als ich; sodann hast du schon viele und die wichtigsten Aemter unter den Athenern bekleidet, stehst auch bei deinen Anagyrasischen Ortsgenossen im größten Ansehen, und in der ganzen

Re-

Republik so sehr als einer. Bei mir hingegen findet keiner von euch das mindeste von allem diesem. Und dann, wenn dein Theages den Umgang der Staatsmänner verschmäht, und andere sucht, die sich für fähig erklären, junge Leute zu bilden: so sind hier ja Prodikos aus Kos, Gorgias der Leontiner, Polos aus Agrigent, nebst vielen andern, die so gelehrt sind, daß sie die Städte durchziehen, und die edelsten und reichsten Jünglinge, die den Umgang eines jeden ihnen beliebigen Bürgers unentgeldlich genießen könnten, bereden, die Gesellschaft dieser Männer zu verlassen, sich zu ihnen zu begeben, ihnen große Summen zum Lohne auszusetzen, und überdieß noch Dank zu wissen. Auf einen von diesen hätte natürlich deine und deines Sohnes Wahl fallen sollen, und nicht auf mich. Denn ich verstehe nichts von diesen beseligenden und schönen Wissenschaften, so gern ich auch mögte: ich pflege daher auch immer zu erklären, daß ich, so zu sagen, nichts weiß, außer der kleinen Kenntniß in Liebessachen. Denn in dieser Wissenschaft halte ich mich für stärker, als alle Menschen der Vorzeit und der Gegenwart.

Theages. Siehst du, Vater, daß Sokrates überall keine Lust hat, sich mit meinem Unterrichte zu befassen? Denn ich, meines Theils, bin bereit, wenn er nur wollte. Was er da

zu uns sagt, ist nur sein Scherz. Denn ich kenne Jünglinge von meinem Alter, und auch etwas ältere, die, ehe sie zu ihm kamen, nichts taugten, nachdem sie aber in seine Gesellschaft gekommen sind, in kurzer Zeit, sich weit besser zeigten, als alle, denen sie zuvor nachgestanden hatten.

Sokrates. Weißt du denn, wie es hiemit zusteht, Sohn des Demodokos?

Theages. Ja bei Gott! ich weiß es, daß, wenn du nur willst, auch ich fähig seyn werde, eben so zu gerathen, wie jene.

Sokrates. Nein, mein Lieber, du weißt es doch nicht, wie es hiemit ist. Ich will's dir aber sagen. Da ist ein gewisser Dämon, der mich, durch eine göttliche Fügung, von frühster Jugend auf begleitet. Dieß ist eine Stimme, die, wenn sie sich vernehmen läßt, immer eine Abmahnung von dem enthält, was ich thun will, antreibend aber ist sie niemals. So auch wenn einer von meinen Freunden mir etwas eröffnet, und die Stimme läßt sich hören, so räth sie das gleichfalls ab, und wehrt ihm zu handeln. *) — —

Ich

*) In der ausgelassenen Stelle führt Sokrates mehrere Beispiele an, aus welchen insgesammt erhellet, daß diejenigen, welche auf die Warnung des Dämons

Ich habe dir dieß gesagt, weil von dem Einflusse dieses Dämons, auch bei dem Umgange mit meinen Schülern, alles abhängt. Denn vielen widersteht er, und diese können aus meinem Umgange durchaus keinen Nutzen ziehen. Es ist mir daher auch nicht möglich, mit ihnen umzugehen. Manchen wehrt er zwar nicht, in meiner Gesellschaft zu seyn, allein sie haben nicht den mindesten Vortheil davon. Welchen aber die Kraft des Dämons, zum Umgange mit mir behülflich ist, diese sind es, an welchen auch du das wahrgenommen hast. Denn sie nehmen sogleich in der Geschwindigkeit zu. Und von diesen haben wiederum einige dauerhaften und bleibenden Nutzen, viele aber machen zwar, so lange sie bei mir sind, erstaunliche Fortschritte, sobald sie sich aber von mir entfernen, sind sie wiederum nichts besser, als jeder andere. — — Auf solche Weise also, Theages, verhält es sich mit meinem Umgange. Gefällt es Gott, so wirst du sehr große und schnelle Fortschritte machen, widrigenfalls aber nicht. Sieh also zu, ob du nicht sicherer fährest, dich lieber von einem jener Männer, die des Vortheils, den sie gewähren, selbst

mons nicht achteten, oder ihm, dem Sokrates — denn er und sein Dämon sind immer einerlei Sinnes — nicht gehorchten, allemal unglücklich wurden. Von diesem Dämon s. Blumenlese 1 B. S. 67 die Note.

selbst mächtig sind, unterrichten, als es bei mir aufs gute Glück ankommen zu lassen.

Theages. Mir deucht, Sokrates, wir müssen es auf folgende Weise machen: zuerst prüfen wir diesen Dämon durch unsern Umgang: verstattet er uns solchen, desto besser! wo nicht, so rathschlagen wir dann sogleich, was zu thun sey? Ob wir uns nach anderer Gesellschaft umsehen, oder auch diese dir beiwohnende Gottheit, durch Gebete und Opfer, oder durch irgend ein anderes von den Sehern uns angezeigtes Mittel, zu gewinnen suchen?

Demodokos. Widersetze dich hierin dem Knaben nicht weiter, Sokrates. Theages hat Recht.

Sokrates. Nun, wenn ihr meynt, daß wir's so machen müssen, wohlan denn!

Wenn du deinen Leib, sagt Sokrates, an einem andern Orte, *) jemanden auf die Gefahr, daß er besser oder schlechter durch ihn würde,

*) Protagoras Vol. III. pag. 92. 94.

de, anvertrauen solltest: so würdest du dich sehr bedenken, ob du es thun solltest, oder nicht; du würdest deine Freunde und Verwandte zu Rathe ziehen, und es mehrere Tage in Ueberlegung nehmen. Deine Seele aber, die du weit höher achtest, als den Leib, und von deren guten oder schlechten Beschaffenheit dein ganzes Glück oder Unglück abhängt, wolltest du, ohne deinen Vater, ohne deinen Bruder, oder einen von uns, deinen Freunden, zu Rathe gezogen zu haben, dem ersten dem besten, der dir in den Wurf kömmt, anvertrauen? — — — Sieh dich vor, daß du nicht das Liebste, was du hast, in Gefahr und auf's Spiel setzest. Beim Einkaufe der Wissenschaften ist weit größere Gefahr vorhanden, als beim Einkaufe der Speisen. Wer Speisen und Getränke vom Garkoche oder Krämer kauft, kann solche in andern Gefäßen wegtragen. Er kann dieselben, ehe er sie durch Essen oder Trinken zu sich nimmt, zu Hause niederlegen, und einen Sachverständigen zu sich rufen, den er um Rath frägt, was, wieviel, und wann er davon essen und trinken soll, oder nicht. Bei diesem Einkaufe ist also die Gefahr nicht groß. Die Wissenschaften aber kann man in keinem andern Gefäße wegtragen, sondern muß sie nothwendig in seine Seele aufnehmen, und sodann mit Schaden oder Vortheil davon gehen. Darum laßt uns große Vorsicht anwenden,

den, daß wir das Liebste, was wir haben, unsre Seele, nicht in Gefahr geben.

7.

Prometheus,

oder

Ursprung der bürgerlichen Gesellschaft. *)

Eine allegorische Erzählung.

Es gab einst eine Zeit, da zwar Götter, aber noch keine sterblichen Wesen da waren. Als nun auch für diese die bestimmte Zeit ihres Entstehens gekommen war, bildeten die Götter sie im Schoße der Erde, aus einer Vermischung von Erde und Feuer, und solcher Bestandtheile, die sich mit ihnen verbinden. Da sie dieselben ans Licht bringen wollten, befahlen sie dem Prometheus und Epimetheus, jedem dieser Wesen die schicklichen Kräfte und Vorzüge zu ertheilen. Epimetheus erbat sich vom Prometheus das Geschäfte

*) Protagoras. Vol. III. pag. 107 seq.

schäfte der Austheilung. Indeß ich austheile, sagte er, gieb du Acht. Jener ließ sich bereden und Epimetheus theilte aus. Hier nun legte er einigen Stärke ohne Geschwindigkeit bei; die Schwächeren aber rüstete er mit Schnelligkeit aus; einige bewaffnete er, und für die, welchen er keine natürlichen Waffen gegeben hatte, ersann er irgend eine andere Eigenschaft zu ihrer Erhaltung. Den Kleinen nämlich gab er Flügel zum Entfliehen, oder unterirdische Wohnungen; die Großen sicherte er durch ihre Größe; und so theilte er auch das übrige gleichmäßig aus, um durch solche Veranstaltung zu verhüten, daß kein Geschlecht vertilgt würde. Nachdem er diese Vorsichtsmittel, daß sie sich nicht einander aufrieben, angewandt hatte, sorgte er auch dafür, daß sie die Jahreszeiten unter freiem Himmel leicht ertragen könnten, indem er sie mit dichten Haaren bekleidete, und mit starken Fellen, die hinlänglich waren, sie gegen die Kälte, so wie gegen die Hitze zu schützen, und ihnen in ihren Lagerstätten zur eigenthümlichen natürlichen Decke dienten. Unter die Füße gab er ihnen theils Klauen, theils Haare und feste blutlose Häute. Alsdann verschaffte er auch einem jeden Thiere seine besondere Nahrung, einigen Gras und Kräuter, andern Baumfrüchte, noch andern Wurzeln. Einigen bestimmte er auch das Fleisch anderer Thiere zur Nahrung, und diesen gab er nur eine geringe, jenen hingegen,

gegen, die von ihnen gefressen werden, eine große Fruchtbarkeit, und sicherte dadurch die Erhaltung des Geschlechtes. Weil aber Epimetheus nicht gar weise war, hatte er unvermerkt alle Kräfte auf die unvernünftigen Thiere verwendet, das Geschlecht der Menschen, das noch übrig war, hatte er unbegabt gelassen, und wußte nun nicht, was er anfangen sollte. In dieser seiner Verlegenheit kam Prometheus, die Vertheilung zu besichtigen. Er sah, daß zwar die Thiere mit allem vollkommen versehen waren, die Menschen aber nackt und unbeschuht, ohne Lager und ohne Waffen: und doch war der bestimmte Tag, an dem auch der Mensch aus der Erde an's Licht hervorgehen sollte, schon vorhanden. Da Prometheus nun nicht absah, welches andere Erhaltungsmittel er für den Menschen ausfindig machen könnte, entwandte er dem Vulkan und der Minerva die Kunstweisheit, samt dem Feuer — denn ohne Feuer war's unmöglich, daß jene von jemanden erworben oder brauchbar werden konnte — und begabte damit den Menschen. So besaß nun dieser zwar die Geschicklichkeit, die zur Erhaltung des Lebens dienet, die Staatskunst aber fehlte ihm noch. Diese war beim Jupiter, und dem Prometheus war es noch nicht vergönnt, in die Burg, Jupiters Wohnung, einzutreten, und die Wachen Jupiters waren zu furchtbar. In Minervens und Vulkans gemeinschaftliche Wohnung aber,

in welcher sie ihren Kunstfleiß übten, schlich er sich heimlich ein, stahl die Schmiedekunst des Vulkans, nebst jener andern der Minerva, und schenkte sie dem Menschen, wodurch diesem alle Bequemlichkeiten des Lebens zu Theil wurden. Prometheus aber ward in der Folge für seinen, des Epimetheus halben begangenen Diebstahl bestraft. Sobald der Mensch der göttlichen Gaben theilhaftig worden, erkannte er zuerst, vermöge seiner Verwandschaft mit der Gottheit, einzig unter allen Thieren die Götter, und begann Altäre und Götterbilder zu errichten; sodann brachte er auch bald, vermöge seiner Geschicklichkeit, artikulirte Töne und Namen hervor, und erfand Wohnungen, Kleider, Schuhe, Decken, und die Nahrungsmittel aus der Erde.

Also eingerichtet wohnten die Menschen anfangs zerstreut; denn es gab noch keine Städte. Sie wurden deshalb von den wilden Thieren zu Grunde gerichtet, weil sie allenthalben die Schwächern waren, und die Kunstgeschicklichkeit zwar zu ihrer Nahrung hinreichend, aber zum Kriege mit den wilden Thieren unzulänglich war. Denn mit der Staatskunst fehlte ihnen auch die in ihr begriffene Kriegskunst. Sie suchten sich nun in Haufen zu sammeln, und durch Erbauung der Städte zu sichern. Kaum aber hatten sie sich in Haufen gesammelt, so thaten sie, wegen Ermangelung der Staatskunst, einander

Unrecht, so daß sie sich wieder zerstreueten und umkamen. Jupiter sandte daher, aus Besorgniß, daß unser Geschlecht gänzlich zu Grunde gehen mögte, den Merkur, um den Menschen die Scham und die Gerechtigkeit zu bringen, damit diese die Zierde der Staaten, und die vereinigenden Bande der Freundschaft wären. Merkur fragte, auf welche Weise er den Menschen die Gerechtigkeit und die Scham ertheilen sollte: soll ich auch sie, fragte er, eben so wie die Künste vertheilen? Mit diesen verhält es sich so, daß einer, der die Arzeneikunde besitzt, für viele Unwissende genügt; desgleichen auch die übrigen Künstler: soll ich auch die Gerechtigkeit und Scham auf diese Weise vertheilen, oder alle daran Theil nehmen lassen? Alle, sagte Jupiter, alle sollen daran Theil haben: es würden sich keine Staaten bilden können, wenn hiemit, so wie mit den übrigen Künsten, nur wenige begabt wären. Stelle auch das Gesetz in meinem Namen auf, daß der, welcher der Scham und der Gerechtigkeit unfähig ist, als eine Pest des Staates getödtet werde.

8.
Was ist schlimmer, Unrecht thun, oder Unrecht leiden *)?

Sokrates disputirt mit dem Gorgias, einem sehr berühmten, und dem Polos, einem äußerst heftigen und unverschämten Redner, in dem Hause des Kallikles, eines jungen Athenischen Staatsmannes, über den Werth der Beredsamkeit. Die Rhetoren erheben ihre Kunst zur ersten, nützlichsten und schönsten aller Wissenschaften. Sokrates will ihnen das nicht gelten lassen, behauptet vielmehr, daß sie eine höchstarmselige, häßliche und verderbliche Kunst sey, ja nicht einmal den Namen der Kunst verdiene, weil sie keine gründliche Ueberzeugung, sondern nur blinden Glauben, und diesen nicht bei Sachverständigen, sondern allein bei der unkundigen Menge bewirke. Er wirft die hochgerühmte Kunst der Redner endlich sogar mit der Kochkunst in eine Classe. Das Kochen, sagt er, ist keine Kunst, sondern eine bloße Geschicklichkeit, die man durch Uebung erlangt: eben so auch die Beredsamkeit. Beide beschäftigen sich mit der Bereitung gewisser Annehmlichkeiten und Schmeicheleien; jene, die Kochkunst, für den

*) Gorgias Vol. IV. pag. 49 seq.

Gaumen, diese, die Redekunst, für die Ohren: was die erstere für den Magen ist, sagt er, das ist die letztere für den Verstand, Ursache des Verderbens. Die Rhetoren suchen dagegen ihre Brodwissenschaft aufs möglichste zu vertheidigen. Es will ihnen aber damit nicht glücken. Polos, der für den, durch eine vorhergegangene Disputation ermüdeten Gorgias das Wort genommen hat, beruft sich endlich, da er nichts bessers mehr weiß, auf die große Macht, welche die Redner im Staate haben. Sokrates wendet dagegen ein, daß auch Macht, ohne Einsicht und Tugend, kein Gut, sondern vielmehr ein Uebel, mithin auch die Macht der Redner, wegen des schlechten Gebrauches, den sie davon machten, nichts weniger als ein Gut, ja nicht einmal des Namens werth sey.

Polos. Als ob du selbst, Sokrates, es nicht lieber wählen würdest, im Staate thun zu können, was dir gefällt, als es nicht zu können? Und als ob du keinen Neid fühlen würdest bei dem Anblicke eines Menschen, der, nach eignem Gefallen, tödten, Güter einziehen, und fesseln ließe?

Sokrates. Meynst du mit Recht oder mit Unrecht?

Polos.

Polos. Gleichviel! Ists nicht in beiden Fällen beneidenswerth?

Sokrates. Behüte Gott! Polos.

Polos. Weshalb denn?

Sokrates. Weil man weder Menschen, die nicht beneidenswerth sind, noch Unglückliche beneiden, sondern bedauern muß.

Polos. Wie? So denkst du über den Zustand der Menschen, von denen ich rede?

Sokrates. Nicht anders.

Polos. Wer also nach seinem Gutdünken tödtet, und mit Recht, der ist in deinen Augen unglücklich und bedauernswerth?

Sokrates. Das nicht, aber auch nicht beneidenswerth.

Polos. Erklärtest du ihn nicht eben für unglücklich?

Sokrates. Ja, Freund, den, der mit Unrecht tödtet, und dazu für bedauernswürdig; den aber, der mit Recht tödtet, für nicht beneidenswerth.

Polos. Ist etwa der mit Unrecht sterbende nicht bedauernswerth und unglücklich?

Sokrates. Weniger als der Tödtende, Polos! und weniger als der, welcher mit Recht stirbt.

Polos. Wie das, Sokrates?

Sokrates. Eben so, wie Unrecht thun das allergrößte Uebel ist.

Polos. Dieß also wäre das größte? Unrecht leiden, kein größeres?

Sokrates. Nichts weniger als das.

Polos. Du mögtest also lieber Unrecht leiden, als Unrecht thun?

Sokrates. Ich mögte zwar keins von beiden, müßte aber eins seyn, so wählte ich lieber, Unrecht zu leiden, als Unrecht zu thun.

Polos. Du nähmest es also nicht an, Tyrann zu seyn?

Sokrates. Nein, wenn du Tyrann seyn, in dem Sinne nimmst, wie ich.

Polos. Ich nehme es so, wie vorhin, daß es einem freistehe, im Staate alles zu thun, was ihn gelüstet, zu tödten, aus dem Lande zu stoßen und überall nach eigenem Gefallen zu handeln.

Sokrates. Glückseliger Mann! Nun, so wende mir einmal gegen das, was ich jetzt sagen werde, etwas ein. Wenn ich auf vollgedrängtem Marktplatze, mit einem Dolche unter dem Arm, zu dir sagte: Polos, mir ist erstaunliche Macht und Tyrannengewalt so eben zu Theil worden. Beliebt es mir, daß einer von diesen Menschen, die du da siehst, sogleich sterbe, sterben muß er! Beliebt es mir, daß einem der Kopf zerbrochen werde, sogleich wird er ihm zerbrochen! Oder daß ihm sein Gewand aufgerissen werde, aufgerissen wird es! So große Macht habe ich in diesem Staate. — Glaubtest du mir nun nicht, und ich zeigte dir den Dolch; so würdest du, bei Erblickung desselben, vielleicht sagen: Auf solche Weise, Sokrates, könnten wohl alle große Macht haben! Auf diese Weise könntest du auch jedes dir beliebige Haus anzünden, und die Docke der Athener, die Galeeren, und alle übrigen Schiffe, sowohl die welche dem Staate, als welche Privatpersonen angehören. Aber darin besteht nicht die große Macht, daß man alles thut, was einen gelüstet? Oder meynst du?

Polos. Auf diese Weise freilich nicht.

Sokrates. Kannst du denn wohl sagen, weshalb du eine solche Macht mißbilligest?

Polos. O ja.

Sokrates. Weshalb denn? sprich!

Polos. Weil der, welcher so handelt, unfehlbar dafür büßen muß.

Sokrates. Ist aber büßen nicht ein Uebel?

Polos. Allerdings.

Sokrates. Ist dir's nun nicht wiederum klar, vortrefflicher Mann, daß große Macht nur dann statt finde, und ein Gut sey, wenn der, welcher nach Willkühr handelt, zugleich etwas Gutes erzielet? Und hierin besteht, wie es scheint, große Macht. Widrigenfalls ist sie ein Uebel, und eine kleine Macht. Laß uns auch dieß untersuchen. Sind wir nicht darin einig, daß es bisweilen besser sey, diese eben genannten Dinge zu thun, hinzurichten, Menschen aus dem Lande zu treiben, und Güter einzuziehen, bisweilen aber nicht?

Polos. Allerdings.

Sokrates. Dieß wird also von dir und mir eingeräumet?

Polos. Ja.

Sokrates. Wann sagst du denn, daß es besser sey, dieß zu thun? Sprich! Welche Bestimmung setzest du fest?

Polos. Beantworte du dieß selbst, Sokrates.

Sokrates. So sage ich denn, Polos, wenn du es lieber von mir hören willst, daß es dann besser sey, diese Dinge zu thun, wenn man sie mit Recht thut; wenn aber mit Unrecht, schlimmer.

Polos. Es ist doch schwer, dich zu widerlegen, Sokrates! Ein Kind könnte dir die Unwarheit deiner Behauptung beweisen.

Sokrates. Ich werde dem Kinde vielen Dank wissen, und dir nicht minder, wenn du mich widerlegen und mir aus der Narrheit heraushelfen wirst. Drum ermüde nicht, einem Freunde wohlzuthun: widerlege mich.

Polos. Nun, Sokrates, ich darf meinen Beweis nicht erst aus der alten Geschichte herholen. Die allerneuesten Begebenheiten sind hinreichend, dich zu widerlegen, und es darzuthun, daß viele Menschen, die ungerecht handeln, glückselig sind.

Sokrates. Welche Begebenheiten?

Polos. Du siehst, daß Archelaos, des Perdikkas Sohn, Makedonien beherrscht?

Sokrates. Sehe ich es nicht, so höre ich es doch.

Polos. Was dünkt dich denn, ist er glückselig, oder unglückselig?

Sokrates. Ich weiß es nicht, Polos, ich habe nie Umgang mit dem Manne gehabt.

Polos. Wie? Nur durch den Umgang mit ihm könntest du das erfahren? Weißt du nicht so schon, daß er glückselig ist?

Sokrates. Nein, wahrlich nicht.

Polos. Offenbar, Sokrates, wirst du denn auch behaupten, daß du nicht einmal von dem großen Könige wissest, ob er glückselig ist?

Sokra-

Sokrates. Und mit Recht werde ich das sagen: denn ich weiß nicht, wie es um seine Bildung und Tugend steht.

Polos. Wie? hierauf beruhte alle Glückseligkeit?

Sokrates. Das behaupte ich, Polos! Den edlen und tugendhaften Menschen – Mann oder Weib — erkläre ich für glückselig, den Ungerechten und Lasterhaften, für unglückselig.

Polos. Archelaos ist also, nach deinem Urtheile, unglückselig?

Sokrates. Ja, Freund, wenn er ungerecht ist.

Polos. Wie anders als ungerecht? Er, der zu der Herrschaft, die er jetzt besitzt, nicht das mindeste Recht hatte, indem er der Sohn einer Sklavin des Alketas, eines Bruders des Perdikkas, ist, und, dem Rechte nach, des Alketas Sklave war. Hätte er also gerecht handeln wollen, so hätte er dem Alketas als Sklave gedient, und wäre dann, deiner Meynung nach, glückselig. Nun aber, denk einmal, wie elend er geworden ist, da er die größten Ungerechtigkeiten verübt hat! Erstlich ließ er eben diesen seinen Herrn und Oheim zu sich kommen, als

wollt'

wollt' er die vom Perdikkas ihm entrissene Herrschaft zurückgeben; machte ihn nebst dessen Sohne, Alexandros, seinen Vetter, und Altersgenossen, bei einem Gastmale trunken, ließ dann beide auf einen Wagen werfen, bei Nacht herausfahren, erwürgen, und aus den Augen schaffen. Nach solchen Ungerechtigkeiten entgieng es ihm gleichwohl, daß er der unglückseligste Mensch geworden war; auch fühlte er keine Reue. Ja bald darauf wollte er auch dadurch nicht glückselig werden, daß er seinen Bruder, einen etwa siebenjährigen Knaben, des Perdikkas ächten Sohn, und rechtmäßigen Thronfolger, gehörig erzog, und ihm die Herrschaft abtrat: sondern ließ ihn in einen Brunnen werfen, und ersaufen, und sagte zur Mutter des Knaben, der Kleopatra: er sey, indem er einer Gans nachgesetzt, hineingefallen, und umgekommen. So ist er ja nun wohl, als der größte Verbrecher in ganz Makedonien, auch der Unglückseligste unter allen Makedoniern, und nicht der Glückseligste? Sollte sich nun wohl, von dir anzufangen, ein Athener finden, der lieber irgend einer der anderen Makedonier werden mögte, als Archelaos?

Sokrates. Schon im Anfange unsers Gespräches lobte ich dich, Polos, weil du mir in der Beredsamkeit wohl geübt schienest, bemerkte aber, daß du die Dialektik vernachläßiget

get habest. Und nun! ist dieß etwa der Beweis, womit mich auch ein Kind widerlegen könnte? Durch diese Erzählung meynst du meine Behauptung, daß der Unrecht thuende nicht glückselig sey, widerlegt zu haben? Wie so, guter Freund? Ich räume dir nichts von allem dem ein, was du da sagest.

Polos. Du willst nur nicht, denn im Grunde denkst du eben so wie ich. — — —

Sokrates *). Du hältst es also für möglich, daß ein Ungerechter, ein Verbrecher, glückselig sey, da du den Archelaos zugleich für ungerecht und glückselig hältst. Sollen wir dich nicht so verstehen?

Polos. Ganz recht.

Sokrates. Ich hingegen erkläre es für unmöglich. Das wäre Ein Punkt, worüber wir streiten. Gut! wird denn der Ungerechte auch glückselig seyn, wenn Gericht und Strafe über ihn kommen?

Polos. Nichts weniger: denn so wäre er der allerunglückseligste.

Sokra-

*) L. c. pag. 57.

Sokrates. Wenn er aber keine Strafe erhält, der Uebelthäter, dann wird er, deinem Urtheile nach, glückselig seyn?

Polos. Das behaupte ich.

Sokrates. Nach meiner Meynung aber, Polos, ist der Uebelthäter und der Ungerechte allemal unglückselig: unglückseliger doch, wenn er keine Strafe giebt, und seine Ungerechtigkeiten ungeahndet bleiben: minder unglückselig aber, wenn er dafür gezüchtiget wird, von Göttern und Menschen die verdiente Strafe erhält. — — —

Polos. Wie? Wenn der Ungerechte über seinen Anschlägen nach der Alleinherrschaft ertappt, und im Verhafte gefoltert, und verstümmelt wird, wenn ihm die Augen ausgebrannt werden, und nicht nur er selbst, sondern auch seine Frau und Kinder, vor seinen Augen, alle ersinnlichen Arten der größten Schmach erdulden müssen; wenn er endlich gekreuziget und, mit Pech bestrichen, verbrannt würde, wird dieser dann glückseliger seyn, als wenn er entkommt, den Thron besteigt, und als Regent im Staate seine Tage verlebt, thuend, was er will, beneidet und glückselig gepriesen von Bürgern und Fremden? — —

Sokrates. Da machst du wieder das Gespenst, Polos, und widerlegst nicht. Vorhin beriefst du dich auf Zeugen. Hilf indeß meinem Gedächtnisse ein wenig nach; sprachst du nicht von einem, der ungerechter Weise nach der Alleinherrschaft trachtete?

Polos. Jawohl.

Sokrates. Glückseliger wird zwar keiner von beiden jemals seyn, weder der, welcher die Herrschaft mit Unrecht an sich bringt, noch der, welcher die verdiente Strafe erhält: denn von zwei Elenden kann keiner glückseliger seyn. Elender ist jedoch der, welcher der Strafe entkommt, und die Herrschaft erlangt. Wie, Polos, du lachst? Ist dieß wieder eine neue Art der Widerlegung, wenn jemand etwas sagt, ihn zu verlachen, ihn aber nicht mit Gründen zu überführen?

Polos. Meynst du nicht widerlegt zu seyn, Sokrates, wenn du solche Dinge vorbringst, die kein Mensch behaupten würde? Frage nur einen aus der Gesellschaft hier.

Sokrates. — Ich verstehe mich nicht aufs Stimmensammeln, Polos, verschone mich damit. Weißt du also keine bessere Widerlegung, als die eben von mir erwähnte, so überlaß

laß es mir wiederum, und versuche einmal die Art der Widerlegung, wie ich glaube, daß sie seyn müsse. Ich nämlich weiß für meine Behauptungen nur Einen Zeugen aufzustellen, den, mit welchem ich rede. Der große Haufen kümmert mich nicht; auch weiß ich nur die Stimme des Einen zu gewinnen. Mit der Menge disputire ich auch nicht. Siehe also zu, ob du mir die Beweisführung überlassen willst, indem du auf meine Fragen antwortest? Denn ich glaube, daß ich und du, und jeder andere Mensch, Unrecht zu thun für schlimmer halte, als Unrecht zu leiden; und ungestraft zu bleiben, für schlimmer, als bestraft zu werden.

Polos. Ich hingegen, daß weder ich, noch sonst ein Mensch der Meynung sey. Oder würdest Du lieber wählen, Unrecht zu leiden, als Unrecht zu thun?

Sokrates. Auch du, denke ich, und alle übrigen.

Polos. Weit gefehlt! weder ich, noch du, noch irgend jemand.

Sokrates *). Nun, so laß uns die Sache einmal so überlegen. Siehst du in dem Ver-

*) L. c pag. 67. seq.

Vermögensstande eines Menschen ein anderes Uebel, als die Armuth?

Polos. Nein, nur die Armuth.

Sokrates. Und in dem Zustande des Körpers? Wirst du hier nicht Schwäche, Krankheit, Häßlichkeit, und dergleichen für Uebel erklären?

Polos. Freilich.

Sokrates. Glaubst du nicht, daß es auch in der Seele ein gewisses Gebrechen gebe?

Polos. Warum nicht?

Sokrates. Nennst du dieß Gebrechen nicht Ungerechtigkeit, Unwissenheit, Feigheit, und so etwas?

Polos. Allerdings.

Sokrates. Hast du nicht in Ansehung dieser drei Dinge, des Vermögens, des Leibes und der Seele, dreierlei Gebrechen genannt: Armuth, Krankheit, Ungerechtigkeit?

Polos. Ja.

Sokrates. Welches dieser Gebrechen ist nun das schändlichste? Nicht die Ungerechtigkeit, und überhaupt das Gebrechen der Seele?

Polos. Bei weitem!

Sokrates. Und wenn das schändlichste, auch das schlimmste?

Polos. Wie meynst du das, Sokrates?

Sokrates. So: das Schändlichste ist, zu Folge unsrer obigen Uebereinkunft, allezeit deshalb, weil es den größten Verdruß, oder Schaden, oder beides zuwegebringt, das schändlichste.

Polos. Zuverlässig.

Sokrates. Daß aber Ungerechtigkeit und jedes Seelengebrechen das schändlichste sey, haben wir doch eben eingestanden?

Polos. Eingestanden.

Sokrates. Also ist dieses Schändlichste entweder höchstpeinlich und an Verdruß, oder an Schaden, oder an beiden überwiegend?

Polos. Nothwendig!

Sokrates. Ist es denn schmerzhafter, ungerecht, ausgelassen, feig und unwissend zu seyn, als arm und krank?

Polos. Das scheint mir nicht, Sokrates; ist wenigstens keine Folge.

Sokrates. So ist denn das Seelengebrechen, wenn es, wie du sagst, nicht an Schmerz überwiegt, eines übernatürlich großen Schadens, und eines ungeheuren alles überwiegenden Bösen wegen, das allerschändlichste.

Polos. So scheint es.

Sokrates. Was aber überschwenglich großen Schaden bringt, ist ja wohl das allergrößte Uebel?

Polos. Jawohl.

Sokrates. Ungerechtigkeit, Ausgelassenheit und andere Seelengebrechen sind demnach die allergrößesten Uebel?

Polos. So scheint es.

Sokrates. Welche Kunst befreiet denn von der Armuth? Ist es nicht die Gewinnskunde?

Polos. Ja.

Sokrates. Welche von der Krankheit? Nicht die Heilkunde?

Polos. Unstreitig.

Sokrates. Welche aber von dem Laster und der Ungerechtigkeit? Fällt dirs so nicht gleich bei, so betrachte es folgender Gestalt: Wohin und zu wem führen wir die, welche krank am Leibe sind?

Polos. Zu den Aerzten, Sokrates.

Sokrates. Wohin denn die Uebelthäter und Ausschweifenden?

Polos. Zu den Richtern, willst du sagen.

Sokrates. Nicht, damit sie gestraft werden?

Polos. Eben darum.

Sokrates. Strafen die, welche gehörig strafen, nicht nach einer gewissen Regel der Gerechtigkeit?

Polos. Offenbar.

Sokra-

Sokrates. Die Gewinnskunde also befreiet von der Armuth, die Heilkunde von der Krankheit, die richterliche Strafe von der Ausgelassenheit und Ungerechtigkeit?

Polos. So scheint es.

Sokrates. Welche von diesen ist nun die schönste?

Polos. Von welchen sprichst du?

Sokrates. Von der Gewinnskunde, der Heilkunde, und der richterlichen Strafe?

Polos. Die richterliche Strafe, Sokrates, ist bei weitem die vorzüglichste.

Sokrates. Also gewährt sie, wenn sie die schönste ist, entweder am meisten Vergnügen, oder Nutzen, oder beides?

Polos. Ja.

Sokrates. Ist der Gebrauch der Arzeneien angenehm? Macht die Cur den Kranken Freude?

Polos. Ich denke, nein!

Sokrates. Aber nützlich ist sie ihnen; nicht so?

Polos. Ja.

Sokrates. Denn sie werden dadurch von einem großen Uebel befreit, so daß es vortheilhaft ist, den Schmerz auszuhalten, und gesund zu werden.

Polos. Unstreitig.

Sokrates. Wer wäre denn nun in Ansehung des Leibes der glückseligste Mensch, der Curirte, oder der, welcher überall nicht krank war?

Polos. Offenbar der, welcher auch nicht einmal krank war.

Sokrates. Denn nicht in der Befreiung vom Uebel bestand, wie es scheint, die Glückseligkeit, sondern darin, daß man überall nicht damit behaftet werde.

Polos. So ist es.

Sokrates. Wie aber? welcher von zweien, die ein Uebel am Leibe oder an der Seele haben, ist der unglückseligere? der, welcher geheilt und von seinem Uebel befreiet, oder der, welcher nicht geheilt wird, und es behält?

Polos. Mir däucht der, welcher nicht geheilt wird.

Sokrates. War nicht Strafe leiden Befreiung von dem größten Uebel, der Schlechtigkeit?

Polos. Das war es.

Sokrates. Denn die Strafe bringt zur Vernunft, macht die Menschen gerechter, und ist ein Heilmittel der Schlechtigkeit.

Polos. Ja.

Sokrates. Am glückseligsten ist also der, welcher keine Lasterhaftigkeit in seiner Seele hat: denn dieß entdeckte sich uns ja als das allergrößte Uebel.

Polos. Ganz gewiß.

Sokrates. Und nächst ihm doch wohl der, welcher von dem Laster befreiet wird?

Polos. So scheint's.

Sokrates. Dieß war aber der Zurechtgewiesene, der Gescholtene und Bestrafte.

Polos. Ja.

Sokrates. Am schlimmsten lebt also der, welcher mit Ungerechtigkeit behaftet ist, und nicht davon befreiet wird.

Polos. Es scheint so.

Sokrates. Ist das nicht der, welcher, bei Verübung der größten Uebelthaten, und der ärgsten Verbrechen, es dahin zu bringen wußte, daß er weder zurechtgewiesen, noch in Zucht gehalten, und bestraft wird? Wie du versicherst, daß Archelaos es dahin gebracht habe, wie auch die übrigen Tyrannen, Redner und Gewalthaber.

Polos. Dem Anscheine nach.

Sokrates. Denn diese Männer, mein Bester, haben ungefähr dasselbe zu bewirken gewußt, als wenn ein mit den schwersten Krankheiten behafteter Mensch es dahin gebracht hätte, daß er von seinen Leibesgebrechen weder den Aerzten Rechenschaft gäbe, noch geheilt würde, aus kindischer Furcht, daß man ihn brennen oder schneiden mögte, weil das wehe thut. Findest du es nicht auch so?

Polos. Jawohl.

Sokrates. So einer scheint nicht zu wissen, welch ein großes Gut die Gesundheit

und

und die gute Beschaffenheit des Leibes ist. Nach unsern jetzigen Eingeständnissen, Polos, scheinen auch diejenigen etwas ähnliches zu thun, die sich der verdienten Strafe entziehen. Sie sehen nur auf das Schmerzhafte derselben, für den Nutzen aber sind sie blind, und wissen nicht, um wie viel größer das Unglück ist, eine nicht gesunde, sondern verderbte, ungerechte und unheilige Seele zu haben, als einen ungesunden Körper mit sich herumzutragen. Daher bieten sie auch alles auf, am der Strafe zu entgehen, und um von dem größten Uebel nicht befreiet zu werden. Deshalb bewerben sie sich auch um Geld, um Freunde, und um hinreißende Beredsamkeit. Merkst du aber wohl, Polos, was aus unsern anerkannten Sätzen, falls sie richtig sind, folgt? Oder willst du, daß wir die Schlüsse daraus herleiten?

Polos. Wenn es dir nicht unrecht ist.

Sokrates. Folgt also nicht, daß Ungerechtigkeit und Unrechtthun die größten Uebel sind?

Polos. So scheint es.

Sokrates. Erhellte nicht auch, daß Strafe leiden eine Befreiung von diesem Uebel ist?

Polos. Es hatte das Ansehen.

Sokrates. Keine Strafe leiden hingegen hieß das Uebel behalten.

Polos. Ja.

Sokrates. Unrecht thun ist also ein Uebel der zweiten Größe; bei Verübung der Ungerechtigkeiten aber nicht bestraft werden, ist das größte und erste aller Uebel.

Polos. Es scheint so.

Sokrates. Stritten wir nicht eben hierüber, mein Freund, indem du den Archelaos glückselig priesest, ihn, der bei Verübung der größten Ungerechtigkeiten gar keine Strafe leidet, ich hingegen dafür hielt, daß sowohl Archelaos, als jeder andere, der für seine Ungerechtigkeiten nicht bestraft wird, vor andern Menschen ausgezeichnet elend seyn müsse; und daß der Unrechtthuende allezeit elender sey, als der Unrechtleidende, und der Nichtbestrafte elender als der Bestrafte? War's nicht dieß, was ich sagte?

Polos. Ja.

Sokrates. Ist nicht auch die Warheit dieser Behauptung dargethan?

Polos. Es scheint.

Sokrates. Gut! Wenn dieß also richtig ist, Polos, wo bleibt dann der große Gebrauch der Redekunst? Denn zu Folge der jetzt eingestandenen Sätze muß ein jeder sich selbst aufs sorgfältigste bewahren, daß er kein Unrecht thue, weil er sich großes Ungemach damit zuziehen würde. Nicht wahr?

Polos. Allerdings.

Sokrates. Und wenn er selbst, oder einer seiner Lieben, Unrecht begangen: so muß er selbst von freien Stücken dahingehen, wo er am schnellsten seine Strafe erhält; muß zum Richter, wie zum Arzte, eilen, damit die Seuche der Ungerechtigkeit sich nicht in ihm festsetze, seine Seele voller heimlichen Schwären und unheilbar mache.

9.

Das durchlöcherte Faß
oder
Mäßigung der Begierden.

Fortsetzung. *)

Kallikles, ein junger Athenischer Freigeist und Apostel der Ungerechtigkeit, trägt, im Angesichte des Sokrates, seine selbstsüchtigen Grundsätze mit einer ganz beispiellosen Unverschämtheit vor: er nennt die bürgerlichen Gesetze, und die daraus hergeleiteten Begriffe von Recht und Unrecht, von Ehre und Schande, eitel Trug und Blendwerk; und erklärt endlich, da Sokrates der Mäßigung und Selbstbeherrschung erwähnt, alle die, welche sich selbst, ihre eigenen Lüste und Begierden zu beherrschen streben, für große Thoren. Dafür, meynt er, müsse sie auch jeder Unbefangene halten. Denn, sage mir, Sokrates, fährt er fort, wie könnte ein Mensch wohl glückselig seyn, der irgend jemanden dienstbar ist? Nein! natürlich schön und recht ist das, was ich dir jetzt frey heraussage. Wer auf die rechte Weise leben will, der muß seine Begierden

*) Gorgias Vol. IV. pag. 97 seq.

den möglichst groß werden lassen, und ihnen keinen Einhalt thun; er muß aber auch im Stande seyn, ihnen in ihrer möglichsten Grösse, durch Kühnheit und Klugheit, Vorschub zu thun, und jeden Gelust, der in ihm aufsteigt, zu befriedigen. Aber dieß ist, denke ich, dem großen Haufen nicht möglich, daher tadelt er jenen, um sein eigenes beschämendes Unvermögen zu verbergen, und erklärt, wie ich vorhin sagte, die Ausschweifung für Schande. Bemüht, die von Natur bessern Menschen zu unterjochen, und selbst unvermögend, sich die Erfüllung seiner Lüste zu verschaffen, lobt er, eigner Unmännlichkeit halben, die Mäßigung und die Gerechtigkeit. Denn, in Warheit! was könnte für solche, die als Königssöhne geboren, oder durch eigne Naturkräfte vermögend sind, sich die Alleinherrschaft oder Obermacht zu verschaffen, was könnte für diese Menschen schändlicher und schlimmer seyn, als Mäßigung? Sie, denen es freistand, aller Güter, ohne jemandes Widersetzung, zu genießen, sollten sich selbst einen Herrn herbeiführen, das Gerede und den Tadel der Menge? O wie elend würden sie durch die schöne Gerechtigkeit und Mäßigung werden, wenn sie ihren Freunden nichts mehr zutheilten, als ihren Feinden, und das als Regenten in ihrem eigenen Staate! Ja, in Warheit, Sokrates — du bist ja ein Freund der Warheit! — so ist es. Ueppigkeit, Unenthaltsamkeit und Ungebunden-

denheit, woferne sie Unterstützung haben, die sind Tugend und Glückseligkeit! Alles andere ist Gleisnerei, naturwidrige Verabredung, Menschentand, und Thorheit.

Sokrates. Mit edler Freimüthigkeit, Kallikles, hast du jetzt deine Meynung vorgetragen! Rein heraus sagst du, was andere zwar denken, aber nicht sagen wollen. Ich bitte dich daher, laß auf keine Weise davon ab, damit nun wirklich ans Licht komme, wie man leben müsse. Sage mir noch einmal: behauptest du nicht, man müsse, um das zu seyn, was man soll, den Begierden keinen Einhalt thun, sondern sie so groß als möglich werden lassen, und ihnen dann irgendwoher Sättigung verschaffen? Und das sey Tugend?

Kallikles. Das behaupte ich.

Sokrates. Die, welche nichts bedürfen, werden also mit Unrecht glückselig genannt?

Kallikles. Ja wohl! Sonst wären ja auch die Steine und die Todten die allerglückseligsten.

Sokrates. Aber gewiß! auch ein Leben, wie du beschreibst, wäre schrecklich! Dann würde ich nicht Unrecht finden, was Euripides sagt:

„Wer

„Wer weiß ob unser Leben nicht der Tod,
„Der Tod das Leben ist?“ *)

Und vielleicht sind wir wirklich todt; wie ich denn auch schon einmal von einem der Weisen gehört habe, daß wir jetzt todt und der Leib unser Grab sey. **) Derjenige Theil der Seele aber, in welchem die Begierden ihren Sitz haben, sey von der Art, daß er leichtbeweglich hin und her schwanke. Ein sinnreicher Mann, vielleicht aus Sicilien oder Italien, hat daher auf eine bildliche Weise, mit Anspielung auf das Wort, diesen Theil der Seele, weil er so leicht beweglich und überredbar ist, ein Faß genannt, ***) und die Unverständigen, Uneingeweihete. Das-

jenige

*) In einem Fragmente des verlohrnen Trauerspiels Phryxos, sagt Euripides:

Wer weiß, ist, was wir sterben nennen, nicht
Das Leben? was wir Leben nennen, Tod?
Die Sehenden sind krank, die Abgeschiedenen
Erkranken nicht, und sind von Uebeln frey.

**) Ein Wortspiel mit dem Griechischen Worte σημα, ein Grab, und σωμα, der Leib, welches sich im Deutschen nicht wiedergeben läßt.

***) Gleichfalls ein Wortspiel, mit dem Worte πιθος, ein Faß, und πιθανος, leicht beweglich, leicht zu überreden.

jenige in der Seele dieser Uneingeweiheten, wo die Begierden wohnen, das Unenthaltsame und Undichte desselben, verglich er, der Unersättlichkeit halben, einem durchlöcherten Fasse. Dieser Mann zeigte, im Gegensatz von dir, Kallikles, daß unter denen im Hades — so nannte er das Unsichtbare — diese, die Uneingeweiheten, die Unglückseligsten wären, und in einem durchlöcherten Siebe Wasser in ein eben so durchlöchertes Faß trügen. Unter dem Siebe verstand er, wie der, welcher es mir erzählt hat, behauptete, die Seele. Einem Siebe aber verglich er die Seele der Unverständigen, weil sie gleichsam durchlöchert, Ungläubigkeit und Vergeßlichkeit halben, nichts in sich behalten könne. Dieß ist nun freilich etwas seltsam, indessen kann es doch zur Erklärung dessen, was ich dir beweisen will, dienen; wenn ich anders im Stande bin, dich durch Gründe dahin umzustimmen, daß du, statt deiner unersättlichen und ausschweifenden Lebensweise, ein gesittetes, mit dem Vorhandenen stets zufriedenes und genügsames Leben erwählest. Aber mache ich einigen Eindruck auf dich? Wirst du zu der Meynung übergehen, daß die Gesitteten glückseliger sind, als die Ausgelassenen? Oder wirst du, wenn ich auch noch viele solche bildliche Vorstellungen beibringe, um nichts mehr deine Meynung ändern?

Kalli-

Kallikles. Das war besser getroffen, Sokrates.

Sokrates. Nun! ich will dir ein anderes Bild aus derselben Schule vorhalten. Ueberlege einmal, ob dir beide Lebensweisen, die des Mäßigen und des Unmäßigen, nicht eben so vorkommen, als wenn von zweien Männern jeder viele Fässer hätte. Die Fässer des einen wären ganz und angefüllt, eins mit Wein, ein anderes mit Honig, ein drittes mit Milch, und viele andere mit mancherlei Flüssigkeiten, die aber insgesamt selten, sehr schwer und mühsam anzuschaffen wären. Hätte dieser Eine nun seine Fässer gefüllt, so gösse er weder etwas zu, noch hätte er die geringste Sorge, sondern wäre deßfalls ganz ruhig. Dem Andern wäre es zwar eben so wohl, als jenem, wiewohl auch mit Mühe möglich, die Flüssigkeiten herbeizuschaffen, seine Gefäße aber wären durchlöchert, und faul und er wäre gezwungen, beständig, Tag und Nacht, sie anzufüllen, oder das äußerste Ungemach zu leiden. Sagst du nun, bei solcher Beschaffenheit der beiderseitigen Lebensweisen, daß die des Ausschweifenden glückseliger sey, als die des Gesitteten? Vermögen diese Vorstellungen etwas über dich? Wirst du nun einräumen, daß ein sittsames Leben besser sey, als ein ausschweifendes? Oder überzeug' ich dich nicht?

Kallikles. Du überzeugst nicht, Sokrates! denn für jenen mit den vollgefüllten Fässern giebt es gar kein Vergnügen. Grade dieß heißt, wie ich eben sagte, gleich einem Steine leben, wenn einer, nachdem er seine Fässer angefüllt hat, sich fernerhin weder freut noch betrübt. Nein! darin besteht das angenehme Leben, daß so viel als möglich zufließt.

Sokrates. Muß denn nicht, wenn vieles zufließt, auch des Abgehenden viel, müssen dann nicht auch die Oeffnungen für die Ausflüsse groß seyn?

Kallikles. Allerdings.

Sokrates. Da beschreibst du nun freilich nicht den Zustand eines Todten, oder eines Steines, sondern das Leben einer Aelster. Sage mir doch, meynst du so etwas als hungern, und wenn man hungert, essen?

Kallikles. Ganz recht.

Sokrates. So auch dursten, und wenn man durstet trinken?

Kallikles. Das meyne ich, und alle übrigen Begierden haben, und alle sättigen können,

können, das nenne ich ein frohes glückseliges Leben.

Sokrates. Wohlan, mein Bester, vollende, wie du begonnen hast, und daß dir nur keine Scham anwandele! Ich werde wohl auch nicht zu verschämt seyn dürfen. Zuförderst also sage mir, wenn einer, der die Krätze und Jucken hätte, nach Herzenslust sich jucken könnte, und mit Jucken sein Leben hinbrächte, führte der ein glückseliges Leben?

Kallikles. Wie unanständig du bist, Sokrates, und ein echter Volksredner!

Sokrates. Nun, Kallikles, den Polos und Gorgias habe ich aus der Fassung und dahin gebracht, daß sie sich schämten; du aber wirst doch nicht aus der Fassung kommen, oder beschämt werden! Du bist ja mannhaft! drum antworte mir!

Kallikles. So behaupte ich denn, daß auch der sich Juckende ein angenehmes Leben führt.

Sokrates. Und wenn ein angenehmes, doch auch ein glückseliges?

Kallikles. Allerdings.

Sokrates. Etwa wenn er nur den Kopf juckt, oder sonst noch etwas? Siehe zu, Kallikles, was du antworten könntest, wenn jemand mit diesen Fragen immer weiter gienge. Und, um alles in einer Hauptfrage zusammenzufassen, ist diese Lebensweise der Schandbuben nicht abscheulich, entehrend und unglückselig? Oder wirst du dich erdreisten, auch diese für glückselig zu erklären, wenn sie vollauf haben, was sie begehren?

Kallikles. Schämst du dich nicht, Sokrates, die Rede auf solche Dinge zu bringen?

Sokrates. Bin ich es, der sie darauf bringt, edler Mann, oder ist es der, welcher so schamlos behauptet, daß jeder, der sich nur freuet, glückselig sey? und der nicht unterscheidet, welche Vergnügungen gut, und welche böse sind? Doch, erkläre dich noch einmal. Sagst du, daß angenehm und gut einerlei sey, oder daß es etwas Angenehmes gebe, was nicht gut ist?

Kallikles. Damit meine Rede nicht mit sich selbst in Widerspruch gerathe, wenn ich es für verschieden erkläre, so behaupte ich, daß es einerlei sey.

Sokrates. Du zerrüttest unsre obigen Reden, Kallikles, und wirst der wahren Beschaffenheit der Dinge nicht mehr gehörig mit

mir

mir nachforschen können, wenn du gegen deine eigene Ueberzeugung sprechen willst.

Kallikles. Das thust du ja auch, Sokrates.

Sokrates. So thue auch ich nicht recht daran, wenn ich es thue, eben so wenig, als du. Aber, mein Theuerster, prüfe recht genau, ob wirklich das Gute darin bestehe, daß man sich überhaupt nur freue? Denn alsdann würden offenbar alle die eben von mir angedeuteten Dinge und sonst noch viel Schändliches daraus folgen. — — — — — — —

Kallikles *). Meynst du denn, ich, oder irgend ein Mensch werde es leugnen, daß es bessere und schlechtere Vergnügungen gebe?

Sokrates. Ei, ei, Kallikles, wie schalkhaft du bist! Du gehst doch mit mir um, wie mit einem Knaben! Bald sagst du, es sey so, bald wieder anders, und führst mich so hinter's Licht. Das hätte ich anfangs doch nicht ge-

*) l. c. pag. 113 seq. Die ausgelassene Stelle enthält einige zwar sehr scheinbare, in der That aber bloß sophistische Unterscheidungsmerkmale des Angenehmen und Guten, und gehört deshalb nicht hierher.

glaubt, daß du, als mein Freund, mich absichtlich täuschen würdest. Nun! ich bin also in meiner Erwartung betrogen worden, und muß denn wohl, nach dem alten Sprichworte: was nicht zu ändern ist, zum Besten kehren, und vorlieb nehmen mit dem, was du mir giebst. Was du mir jetzt sagtest, war, wenn mir recht ist, daß einige Vergnügungen gut, andere böse sind. Nicht wahr?

Kallikles. Ja.

Sokrates. Gut sind ja wohl die nützlichen, böse aber die schädlichen?

Kallikles. Allerdings.

Sokrates. Und nützlich die, welche etwas Gutes, schädlich die, welche etwas Böses bewirken?

Kallikles. Das behaupte ich.

Sokrates. Meynst du nicht solche, wie z. B. in Ansehung des Leibes die eben genannten Vergnügungen beim Essen und Trinken? Wenn nun einige von diesen dem Leibe Gesundheit, Stärke, oder irgend eine andere Vollkommenheit ertheilen, so sind sie gut, die von den entgegengesetzten Wirkungen aber böse?

Kal-

Kallikles. Ganz recht.

Sokrates. Sind nicht gleichfalls auch einige Leiden heilsam, andere verderblich?

Kallikles. Unstreitig.

Sokrates. Muß man nicht die heilsamen Freuden und Leiden wählen und suchen?

Kallikles. Allerdings.

Sokrates. Die verderblichen aber nicht?

Kallikles. Natürlich.

Sokrates. Denn darin waren wir, ich und Polos, einig, wenn du dich dessen erinnerst, daß man alles des Guten wegen thun müsse. Bist du nun auch unserer Meynung: daß das Gute das Ziel aller Handlungen sey? und daß man des Guten wegen alles übrige, nicht aber das Gute um des andern willen thun müsse? Stimmst du uns als der dritte Mann bei?

Kallikles. Vollkommen. — — — —

Sokrates *). Nun laß uns die Sache auch noch so untersuchen: Wird nicht ein wohl-

*) l. c. pag. 124 seq.

geordnetes und geschmücktes Haus brauchbar, ein ordnungsloses unbrauchbar seyn?

Kallikles. Ja wohl.

Sokrates. Ist's nicht mit einem Schiffe eben so?

Kallikles. Ja.

Sokrates. Können wir das nicht auch von unserm Leibe bejahen?

Kallikles. Allerdings.

Sokrates. Und die Seele? wird sie in einem Zustande der Unordnung tüchtig seyn, oder nur wenn Ordnung und ein gewisser Schmuck in ihr herrschen?

Kallikles. Des Vorhergehenden wegen muß ich auch dieß einräumen.

Sokrates. Wie nennt man das nun, was im Körper aus der Ordnung und dem Schmucke entspringt? Wirst du's nicht etwa Gesundheit und Stärke nennen?

Kallikles. So nenn' ich's.

Sokra-

Sokrates. Und was in der Seele aus der Ordnung und dem Schmucke entspringt? suche auch hiefür, wie dort, den Namen zu finden und anzugeben.

Kallikles. Warum sagst du ihn nicht selbst, Sokrates?

Sokrates. Wenn es dir lieber ist, so will ich ihn sagen. Du aber gieb dein Ja dazu, wenn ich dir richtig zu sprechen scheine; wo nicht, so widerlege mich, und laß mir's nicht hingehen. Mich dünkt, wir nennen das, was dem Körper Ordnung ertheilt, das Gesunde, woraus denn die Gesundheit und die übrigen Vollkommenheiten des Leibes entspringen. Ist es so, oder nicht?

Kallikles. Es sey.

Sokrates. Wird nicht der kunsterfahrne und gute Redner hierauf sowohl bei seinen Reden, als auch bei allen Handlungen, die er der Seele vorhält, Rücksicht nehmen? Wird er nicht, wenn er ein Geschenk ertheilt, oder etwas wegnimmt, mit dieser Rücksicht geben und nehmen? Werden nicht immer seine Gedanken darauf gerichtet seyn, daß Gerechtigkeit in den Seelen seiner Mitbürger erzeugt, die Ungerechtigkeit hingegen ausgerottet, daß Mäßigung ihnen eingeflößet, Unmäßigkeit verbannet werde? daß jede

andere Tugend in ihnen aufkeime, und jedes Laster von ihnen weiche? Räumst du das ein, oder nicht?

Kallikles. Ich räume es ein.

Sokrates. Was hülfe es auch, Kallikles, einem kranken und zerrütteten Leibe viele Speisen und die lieblichsten Getränke, oder irgend sonst etwas zu geben, was ihm nicht nur keinen Vortheil, ja im Gegentheil, richtig beurtheilt, Schaden brächte? Ist dem so?

Kallikles. Es sey.

Sokrates. Denn es ist, denke ich, dem Menschen nichts nütze, mit einem elenden Körper zu leben; denn auf solche Weise müßte er ja nothwendig auch ein elendes Leben führen. Nicht so?

Kallikles. Ja.

Sokrates. Nicht wahr? die Begierden zu befriedigen, z. B. wenn man hungert, so viel zu essen, als man will, oder wenn man durstet, zu trinken, das erlauben die Aerzte zwar einem gesunden Menschen, die mehrste Zeit; dem Kranken aber erlauben sie fast nie, sich mit dem, was ihn gelüstet, zu sättigen. Räumest auch du dieß ein?

Kal-

Kallikles. Ja.

Sokrates. Verhält sich's mit der Seele nicht auf gleiche Weise, mein Bester? So lange sie böse, unanständig, unenthaltsam, ungerecht und unheilig ist, muß man ihren Lüsten wehren, und ihr sonst nichts zu thun erlauben, als was zu ihrer Besserung dient. Ja oder nein?

Kallikles. Ja.

Sokrates. Denn so ist es ja für die Seele besser.

Kallikles. Allerdings.

Sokrates. Ihr die Dinge wehren, die sie begehrt, heißt das nicht, sie in Zucht halten?

Kallikles. Ja.

Sokrates. In Zucht gehalten zu werden, ist also der Seele besser, als Zügellosigkeit, wie du doch eben meyntest. —

Kallikles, hiedurch überführt, will dem Sokrates nicht länger Rede stehen: dieser entschließt sich daher, die doppelte Rolle des Fragenden und Antwortenden zu übernehmen. Er wiederholt zuförderst die als wahr erwie-

erwiesenen Grundsätze: daß das Angenehme und das Gute nicht gleichbedeutend sey; daß das Gute und nicht das Angenehme der Grund und der Zweck unsrer Handlungen seyn müsse, weil nicht die Beiwohnung des Angenehmen, sondern nur die Beiwohnung des Guten uns selbst einen Werth gebe; daß dieser Werth, oder die Tugend, nicht von selbst, sondern nur durch Beobachtung gewisser Vorschriften, Gesetze und Einrichtungen erlangt werde; und daß die Seele, in welcher solche gesetzliche Ordnung herrschet, gut, die entgegengesetzte aber böse sey. Der Vernunftmäßige, setzt er hinzu, wird unfehlbar seine Pflichten gegen die Götter und Menschen erfüllen, mithin auch gerecht und heilig seyn. *)

Auch kann er nicht anders, fährt Sokrates fort, als mannhaft seyn. Denn es ist nicht die Weise eines vernünftigen Mannes, Dingen nachzujagen oder auszuweichen, denen nachzujagen oder auszuweichen sich nicht geziemet: er muß vielmehr Geschäfte und Menschen, Freuden und Beschwerden fliehen oder suchen, und überall standhaft ausdauern, wo die Pflicht es fodert. Es folgt also ganz nothwendig, Kallikles, daß der Vernunftmäßige, der, wie wir durchgeführt

*) l. c. pag. 130 seq.

geführt haben, gerecht, mannhaft und heilig ist, ein vollkommen guter Mann sey; daß alle Handlungen des Guten schön und wohlgethan, und daß der, welcher alles wohl macht, auch glücklich und selig, der Böse hingegen und der Uebelthäter unglückselig seyn müsse. Und dieser wäre dann das Gegenbild des Vernunftmäßigen, der von dir belobte Zügellose!

Siehe hier meine Grundsätze, deren Richtigkeit ich behaupte. Sind sie aber richtig: so erhellet, daß ein jeder von uns, der glückselig seyn will, sich der Vernunftmäßigkeit befleißigen, diese üben, die Zügellosigkeit hingegen fliehen müsse, so weit ihn seine Füße tragen; daß er zwar am meisten dahin streben müsse, keiner Züchtigung zu bedürfen; daß aber, woferne er selbst, oder einer der Seinigen, ein einzelner Mann, oder der Staat, ihrer bedarf, Strafe und Züchtigung ihnen müsse auferlegt werden, wenn sie zur Glückseligkeit gelangen wollen. Dieß, dünkt mich, ist das Ziel, welches wir in unserm ganzen Leben vor Augen haben müssen; hierauf müssen alle unsre Privat- und Staatsgeschäfte abzwecken, daß überall Gerechtigkeit und Vernunftmäßigkeit obwalten; so muß jeder, der Glückseligkeit wünschet, sich verhalten, nicht aber seine Begierden ungezügelt lassen, und über dem Bestreben, diese — ein unheilbares Uebel — zu stillen, das Leben eines Räubers führen.

Denn

Denn ein solcher kann weder Gott noch Menschen gefallen. Gemeinschaft mit ihm ist unmöglich. Mit wem aber keine Gemeinschaft statt findet, mit dem ist auch keine Freundschaft denkbar.

Die Weisen sagen, Kallikles, daß Gemeinschaft, Liebe, Ordnung, Mäßigkeit und Gerechtigkeit den Himmel und die Erde, die Götter und Menschen mit einander verbinden. Und deshalb, mein Freund, nennen sie dieß Ganze nicht schmucklose Unordnung, oder Regellosigkeit, sondern die schöne Weltordnung.

10.

Der verklagte Arzt

oder

das Schicksal des strengen Sittenrichters.

Fortsetzung *).

Kallikles wiederholt dem Sokrates aufs neue, daß er mit aller seiner Redlichkeit nicht vor Beleidigungen und Mißhandlungen gesichert sey, und daß allein die Macht der Beredsamkeit ihn dagegen zu schützen vermöge. Sokrates erwiedert ihm dagegen: daß Unrecht und Mißhandlungen leiden, bei weitem nicht das Schändlichste und

*) Gorgias pag. 160 seq.

und Schlimmste sey, was einem Menschen begegnen könne; daß derjenige aber, der ihm, einem unschuldigen Manne, Leides zufüge, durchaus keinen Vortheil davon haben könne, unfehlbar aber ein schlechter, und mithin ein verachtungswürdiger und elender Mensch seyn müsse. Uebrigens sey er auf alles gefaßt, und es werde ihn gar nicht befremden, wenn er zum Tode verurtheilt werden sollte. Soll ich dir sagen, fährt er fort, warum ich das erwarte?

Kallikles. Allerdings.

Sokrates. Ich bin der Meynung, daß ich mit wenigen Athenern — um nicht zu sagen, allein — mich auf die echte Staatskunst lege, und unter allen Jetztlebenden allein die Staatsgeschäfte betreibe. Da ich nun, so oft ich rede, nie zu Gunsten rede, nicht auf das Angenehmste sondern auf das Beste sehe, und auf diese Feinheiten, die du jetzt anpreisest, mich nicht einlassen will: so werde ich vor Gericht nichts zu sagen wissen. Es fällt mir wieder ein, was ich zu Polos sagte. Mein Urtheil wird eben so ausfallen, wie das Urtheil eines Arztes, den ein Koch vor einem Gerichte von Kindern verklagte. Denke nur, was könnte der Arzt wohl sagen, wenn er, vor solchen Richtern gebracht, vom Koche also angeklagt würde:

„Kinder, dieser Mann hat euch viel Böses gethan. Euch, selbst die jüngsten von

„euch

„euch richtet er durch Schneiden und Bren-
„nen zu Grunde, er märgelt euch aus, und
„würgt euch, daß ihr verzweifeln mögtet!
„Die bittersten Getränke giebt er euch, nicht
„allerlei Süßigkeiten, wie ich euch oft zu
„schmausen gebe, und zwingt euch, zu hun-
„gern und zu dursten!"
Was, meynst du, würde ein Arzt in dieser Noth wohl sagen können? Etwa die Warheit? „Ich habe das alles, Kinder, eurer Gesundheit „wegen gethan!" Denke dir, wie schrecklich würden solche Richter gegen ihn aufschreien!

Kallikles. Das mögte wohl seyn.

Sokrates. Würde er sich nicht in der größten Verlegenheit darüber befinden, was er sagen solle?

Kallikles. Ganz gewiß.

Sokrates. Eben so, weiß ich, würd' es auch mir gehen, wenn ich vor Gericht erschiene. Denn ich würde den Athenern keine Vergnügungen, die ich ihnen verschafft habe, und die sie für Wohlthat und Verdienste ansehen, hernennen können. Auch beneide ich weder jene, die sie ihnen verschaffen, noch diese, denen sie verschafft werden. Behauptet aber jemand, daß ich die Jünglinge verderbe, indem ich Zweifel in ihnen erwecke, oder daß ich die

Alten

Alten, durch bittere Bemerkungen, die ich heimlich oder öffentlich über sie mache, herabwürdige: so dürfte ich weder die Warheit: „Ich sage und thue dieß alles mit Recht und zu eurem Besten, ihr Richter!" noch könnte ich sonst etwas sagen. Ich werde also wohl leiden müssen, was man über mich verhängen wird.

Kallikles. Dünkt dich denn, es stehe wohl um einen Menschen, Sokrates, der sich in einer solchen Lage im Staate befindet, und unvermögend ist, sich selbst zu vertheidigen?

Sokrates. Wenn ihm nur das Eine bleibt, Kallikles, was du mehrmalen für die Hauptsache anerkannt hast; wenn er nur sich selbst das Zeugniß geben kann, daß er weder gegen Menschen noch gegen die Götter, so wenig mit Worten als mit Werken das geringste Unrecht gethan. Diese Vertheidigung haben wir schon öfter für die beste anerkannt, die ein Mensch sich selbst gewähren kann. Könnte mich nun jemand überweisen, daß ich unfähig sey mir selbst oder einem andern diesen Beistand zu leisten, dann würd' ich mich schämen, sey's daß ich vor vielen oder vor wenigen, wenn auch nur unter vier Augen, dessen überwiesen wäre. Und müßte ich dieser Unfähigkeit halben sterben, das würde mich sehr bekümmern. Sollte ich aber wegen Ermangelung jener schmeichlerischen Redekunst

das Leben verliehren, o gewiß! da solltest du sehen, daß ich den Tod sehr leicht ertragen würde. Denn das Sterben selbst fürchtet keiner, der nicht ganz unvernünftig und unmännlich ist; das Unrecht thun aber fürchtet er: denn mit einer von vielen Ungerechtigkeiten beschwerten Seele in die Unterwelt anzukommen, ist das allergrößeste Unglück. Wenn dir's gefällt, so will ich dir zum Beweise meiner Behauptung eine Geschichte erzählen.

Kallikles. Da du doch das übrige ausgeführt hast, so führe auch dieses aus.

II.

Das Todtengericht

oder

das Schicksal der abgeschiedenen Seelen.

Fortsetzung *).

Sokrates. So höre denn, Kallikles, ich will dir, wie man sagt, recht was schönes erzählen!

*) L. c. pag. 163. seq.

len! Du wirst es zwar, wie ich glaube, für ein Mährchen halten, ich aber halte es für Geschichte, und werde es dir auch als wahre Begebenheit erzählen.

Zeus, Poseidon und Pluton theilten sich, wie Homer erzählt, in die Herrschaft, nachdem sie dieselbe von ihrem Vater empfangen hatten. Nun war unter dem Kronos, in Betreff der Menschen, folgendes Gesetz, welches auch noch und ewig bei den Göttern gilt: daß derjenige Mensch, der bis an sein Ende ein gerechtes und heiliges Leben geführt, nach seinem Tode in die Inseln der Seligen übergehen, und dort, allen Uebeln enthoben, in der vollkommensten Glückseligkeit wohnen, wer hingegen ungerecht und ungöttlich gelebt hatte, in das Straf- und Vergeltungs-Gefängniß, welches man den Tartaros nennt, hinabgehen solle. Ihre Richter waren, unter dem Kronos, und noch zu Anfang der Regierung des Zeus, lebende Menschen, die über die Lebenden an ihrem Sterbetage Gericht hielten. Die Urtheile wurden daher übel gefällt. Pluton und die Verweser der seligen Inseln giengen deshalb zum Zeus, und berichteten ihm: daß beiderseits häufig Menschen zu ihnen kämen, die es nicht verdienten. „Ich, sprach Zeus, ich will dem ein Ende machen. Jetzt werden die Urtheile so übel gefällt, weil die zu Richtenden lebendig, mithin ver-

hüllt gerichtet werden. Viele, welche lasterhafte Seelen haben, sind mit schöner Leibesgestalt, mit Adel und Reichthum bekleidet, und an ihrem Gerichtstage tritt eine Menge Zeugen für sie auf, die Zeugniß geben, daß sie rechtschaffen gelebt haben. Hierdurch werden die Richter geblendet, zumal da auch sie selbst bekleidet zu Gerichte sitzen, und die Augen, die Ohren, nebst dem ganzen Leibe, als eben so viele Hüllen auf ihrer Seele liegen. Alle diese Hüllen, sowohl ihre eigenen, als derer, die gerichtet werden, sind ihnen hinderlich. Zuförderst also muß dem ein Ende werden, daß die Menschen ihren Todestag voraus wissen; denn jetzt wissen sie ihn. Auch ist dem Prometheus schon angekündiget, daß er ihnen diese Kenntniß nehme. Sodann sollen sie, von allen diesen Hüllen entkleidet, nach ihrem Tode gerichtet werden. Auch die Richter sollen nackt, mithin gestorben seyn, und mit der Seele selbst, bloß die Seele, gleich nach dem Tode eines jeden, wann er von allen Verwandten entblößt, jenen ganzen Schmuck auf der Erde zurückgelassen hat, betrachten, damit das Urtheil gerecht sey. Ich wußte dieß früher, als ihr, und habe meine Söhne zu Richtern bestellt, zwei aus Asien, den Minos und Rhadamanthys, einen aus Europa, den Aeakos. Diese sollen gleich nach ihrer Vollendung Gericht halten auf einer Wiese am Scheidewege, von welchem zwei Wege abführen, einer zu den

Inseln

Inseln der Seligen, der andere zum Tartaros.

Rhadamanthys wird die aus Asien, Aeakos die Europäer richten. Dem Minos gebe ich das Amt, wenn einem der beiden andern etwas zweifelhaft ist, den entscheidenden Ausspruch zu thun: damit das Urtheil über den Hingang der Menschen vollkommen gerecht sey."

Dieß ist es, Kallikles, was ich gehört habe, und für Warheit halte, und aus dieser Erzählung schließe ich ungefähr auf diese Folgen. Der Tod ist, meines Erachtens, nichts anders als die Auflösung und Trennung zweier Dinge, der Seele und Leibes. Nach ihrer Auflösung hat jedes von ihnen beinahe eben die eigenthümliche Beschaffenheit, die es bei Lebzeiten des Menschen hatte. Am Leibe sieht man seine Natur, seine vormalige Pflege und Zufälle, alles ganz deutlich. War, zum Beispiel, der Leib eines Menschen, in seinem Leben, von Natur oder durch Nahrung oder durch beide groß, dessen Leichnam ist auch in seinem Tode groß. War jener fett, so ist es auch dieser, und so weiter. Pflegte jemand ein schönes Haar, so hat es auch sein Leichnam. War einer ein Taugenichts, und hatte in seinem Leben Narben, die Spuren von Schlägen und Peitschenhieben oder andern Verwundungen, so sind diese auch am Kör-

per des Verstorbenen zu sehen. War einem in seinem Leben ein Glied zerbrochen, oder verrenkt, so ist das auch an der Leiche sichtbar. Mit einem Worte, wie der lebende Körper zugerichtet war, das sieht man ganz oder doch mehrentheils, eine Zeit lang auch an dem Verstorbenen.

Eben so, Kallikles, denke ich, ist es mit der Seele. Alles ist sichtbar in ihr, wann sie vom Leibe entblößt ist, sowohl ihre natürliche Beschaffenheit, als auch die Eindrücke, die der Mensch durch jede seiner Bestrebungen in ihr erhielt.

Wann sie nun vor dem Richter erscheinen, die aus Asien vor dem Rhadamanthys, so stellt er sie in Ordnung und besieht die Seele eines jeden, ohne zu wissen, wessen sie ist. Oft aber, wann er die Seele des großen Königs, (von Persien) oder irgend eines andern Königs, oder Gewalthabers vornimmt, sieht er nichts Gesundes an ihr; sondern findet sie, durch Meineide und Ungerechtigkeiten, voller Striemen und Beulen, die jedem seine Handlungsweise in die Seele prägte: er findet alles durch Trug und Hoffart schief, und nichts gerade, weil sie ohne Warheit erzogen worden: und durch gesetzlose Macht, durch Ueppigkeit, durch Frechheit, und Unenthaltsamkeit in ihrem Betragen sieht er die Seele in der größten Regellosigkeit und voller

Schänd-

Schändlichkeit. Dieß sehend sendet er dieselbe mit Schmach sogleich hinab in den Kerker, wo sie alsbald die verdienten Leiden ausdulden muß.

Es gebührt sich aber, daß jeder Zucht leidende, der rechtmäßig gezüchtigt wird, entweder gebessert, und ihm selbst geholfen, oder daß er für andere ein Beispiel werde, damit diese, durch den Anblick seiner Leiden erschreckt, sich bessern.

Es giebt zwar Menschen, denen sowohl die göttlichen als die menschlichen Strafen zugleich auch Nutzen bringen, solche, die heilbare Sünden begangen haben. Gleichwohl ist dieser Nutzen hier, wie dort, nur durch Schmerzen und Qualen erreichbar. Auf andre Weise ist es nicht möglich, der Ungerechtigkeit los zu werden.

Welche aber die größten Verbrechen verübt haben, und, solcher Ungerechtigkeiten wegen, unheilbar geworden sind, diese werden die Beispiele, und haben, als unheilbare, selbst überall keinen Nutzen mehr davon. Andern aber frommt es, welche diese, ihrer Sünden halben, die größten, schmerzlichsten, und fürchterlichsten Qualen in Ewigkeit leiden, und dort im höllischen Kerker als öffentliche Beispiele aufgestellt sehen, allen jederzeit dort ankommenden Verbrechern zum Schauspiel und zur Warnung.

Deren einer, behaupte ich, ist auch, wenn Polos die Warheit sagt, Archelaos, und jeder Tyrann seines gleichen. Ja, ich glaube, daß

die mehrsten dieser Strafexempel aus der Classe der Tyrannen, der Könige, Gewalthaber und Staatsverweser hervorgehen. Denn diese verüben, vermöge ihrer Macht, die größten und verruchtesten Frevelthaten. Dieß bezeugt auch Homer. Denn Könige und Gewalthaber sind es, die, nach seiner Dichtung, im Hades ewige Strafen leiden, Tantalos, Sisyphos und Tityos. Den Thersites aber, und andere Sünder aus dem Privatstande hat kein Dichter als unheilbar, mit den großen Strafen behaftet, vorgestellt. Diesen fehlte es an Macht zu großen Verbrechen, und deshalb waren sie glücklicher, als solche, welche die Macht besaßen. Ja, Kallikles, die recht großen Sünder sind aus der Classe der Mächtigen. Freilich ist es wohl möglich, daß auch unter diesen tugendhafte Männer aufstehen, und solche verdienen die größte Achtung. Denn es ist schwer, Kallikles, und äußerst lobenswerth, wenn einer, bei großer Macht, Unrecht zu thun, der Gerechtigkeit treu bleibt. Es giebt deren nur wenige, doch sind ihrer hier und anderwärts gewesen, und es werden, hoffe ich, auch in Zukunft Gute und Edle sich finden, die tugendhaft genug sind, um mit Gerechtigkeit zu handhaben, was ihnen anvertrauet wird. Einer ist auch bei den andern Hellenen sehr berühmt geworden, Aristeides, des Lysimachos Sohn. Die meisten aber unter den Gewalthabern, mein Bester,

wer-

werden lasterhaft. Wenn also, wie gesagt, Rhadamanthys so einen vornimmt, so weiß er zwar weiter nichts von ihm, weder wer er ist, noch aus welcher Familie; er weiß nur, daß er ein Bösewicht ist, und dieß sehend sendet er ihn in den Tartaros, mit einem Siegel bezeichnet, ob er ihn für verbesserlich oder für unverbesserlich halte. Gleich nach seiner Ankunft leidet er dann die verdiente Strafe. Sieht Rhadamanthys aber einmal eine andere Seele, die heilig und in der Warheit lebte, die Seele eines Privatmannes, oder sonst eines Menschen — mehrentheils, behaupte ich, Kallikles, ist es die Seele eines Philosophen, der seinen Berufsgeschäften oblag, und sich nicht mit vielen fremden Angelegenheiten befaßte, — dann sendet er dieselbe mit Beifall hinüber in die Inseln der Seligen. Eben so auch Aeakos. Der eine wie der andere spricht, mit einem Stabe in der Hand, das Urtheil. Minos aber sitzt als Oberrichter allein, einen goldenen Scepter haltend, wie Odysseus beim Homer erzählt, daß er ihn gesehen habe, da er

„Den goldnen Scepter haltend, die Todten richtete. *) Ich für meine Person, Kallikles, messe diesen Erzählungen Glauben bei, und denke darauf, wie ich vor dem Richter mit einer

*) Odyssee XI. 569 — 70.

möglichst gesunden Seele erscheinen möge. Unbekümmert um die Ehrenbezeugungen des großen Haufens, und nach der Wahrheit trachtend, werde ich mich bestreben, als ein möglichst guter Mensch zu leben, und zu seiner Zeit zu sterben. Ich ermahne aber auch alle übrigen Menschen, so viel ich vermag, und auch dich fordere ich nun wiederum meiner Seits zu dieser Lebensweise auf, und zu diesem, warlich dem vorzüglichsten aller irdischen Kämpfe. Auch werfe ich dir vor, daß du nicht fähig seyn wirst, dich selbst zu vertheidigen, wann das eben erwähnte Gericht und Urtheil über dich ergehen wird. Ja, angelangt vor dem Richter, dem Sohne der Aegina *), wirst du, wann er dich mit ausgestreckter Hand herbeigeführet, den Mund aufsperren, und du wirst dort nicht weniger schwindlicht werden, als ich hier. Dann wird vielleicht auch dir jemand schmählige Backenstreiche geben, und allerlei Schande anthun. Doch vielleicht hältst du diese Erzählung für ein altes Weibermährchen, und verachtest es. Auch könnte uns diese Verachtung desselben eben nicht befremden, wenn wir

*) Aegina war die Tochter des Flusses Asopos, Jupiters Geliebte, und die Mutter des Aeakos. Um sie der Rache ihres Vaters, von dem sie überall verfolgt wurde, zu entreißen, verwandelte sie Jupiter in die Insel Oenone, die sodann nach ihr den Namen Aegina erhielt.

wir nur durch Nachforschen etwas Besseres und Wahreres zu finden wüßten. Nun aber siehst du, wie eurer drei, du, Polos und Gorgias, die weisesten aller jetztlebenden Hellenen, nicht darzuthun vermögen, daß man auf andere, als diese Weise, die sich auch dort noch heilsam erzeiget, leben müsse.

Siehe, unter so vielen Sätzen, bleibt, da alle andern widerlegt sind, bloß dieser Grundsatz unerschüttert feste: daß man sich mehr hüten müsse, Unrecht zu thun, als Unrecht zu leiden; daß man vor allen Dingen dafür zu sorgen habe, nicht bloß gut zu scheinen, sondern es zu seyn, im Privatleben wie im öffentlichen, und wenn einer sich der Untugend ergiebt, er gezüchtiget werden müsse; daß nächst dem Gerechtseyn, das zweite Gut sey, es zu werden, gezüchtiget die verdiente Strafe abzubüßen; daß man alle Schmeichelei, so wohl gegen sich selbst, als gegen andere, gegen wenige wie gegen viele fliehen, und die Redekunst, und jede andere Beschäftigung immer nur zum Behufe der Gerechtigkeit gebrauchen müsse.

Drum laß dich überzeugen, und folge mir auf dem Wege nach, auf welchem du, nach Anzeige der Erzählung, glückselig seyn wirst im Leben und im Tode. Laß es immerhin geschehen, daß dich einer als einen Thoren verachte, und, wenn

wenn er will, beschimpfe. Ja, beim Zeus! laß dir getrost jenen schmähligen Backenstreich geben. Es wird dir kein Unglück bringen, wenn du in der That gut und edel bist, und Tugend übest. Und dann, nachdem wir uns also gemeinschaftlich geübt haben, dann wollen wir, woferne es uns Pflicht scheint, den öffentlichen und andern uns gutdünkenden Geschäften uns widmen; dann wollen wir rathschlagen, wann wir zum Rathschlagen besser taugen, als jetzt. Denn es ist eine Schande, wenn wir in dem Zustande, worin wir uns jetzt offenbar befinden, noch großthun wollen, als ob wir etwas wären! wir, die wir nie mit uns selbst einig sind, und das in den wichtigsten Dingen. So weit sind wir von aller wahren Bildung entfernt!

Laß uns also diesen jetzt an's Licht gekommenen Grundsatz als einen Führer gebrauchen, ihn, der uns anzeiget, daß die beste Lebensweise sey, in Ausübung der Gerechtigkeit, und jeder andern Tugend zu leben und zu sterben. Diesem Grundsatze also wollen wir folgen, und auch andere dazu auffordern, nicht jenem, zu welchem du so vertrauungsvoll mich auffodertest; denn er taugt nichts, Kallikles.

Druckfehler im ersten Bande.

Seite	XIX	Zeile	7 statt hinterlassene l. hinterlassenen
—	XX	ſ	5 von u. st. oder den l. oder dem
—	XXIV	ſ	6 nach gestehe, setze: gern
—	2	ſ	7 von u. statt keine l. eine
—	17	ſ	3 statt ihm l. ihn
—	18	ſ	9 v. u. statt Winter l. Weiber
—	23	ſ	4 statt Cyg. l. Lyg.
—	25	ſ	10 statt vor l. für
—	28	ſ	6 v. u. statt den l. dem
—	120	ſ	2 vertilge: zu seyn
—	122	ſ	6 statt reißtest l. reis'test
—	133	ſ	11 statt das l. sich
—	135	ſ	4 nach Ulyß, setze: du
—	—	ſ	6 v. u. statt verdirbt l. verderbt
—	165	ſ	7 statt nicht l. nichts
—	218	ſ	2 statt sie l. ihn
—	228	ſ	10 Muse l. Musse
—	271	ſ	9 statt als l. daß.

Druck-

Druckfehler im zweiten Bande.

Seite	1	Zeile	1 statt Persische l. Persischen
—	7	ʃ	10 reißte l. reiſ'te
—	8	ʃ	1 u. 4. von u. statt Schüßeln l. Schüsseln
—	13	ʃ	1 statt auch l. euch
—	36	ʃ	6 statt erzeugte l. erzeigte
—	64	ʃ	14 statt Abhöhe l. Anhöhe
—	120	ʃ	3 statt zu l. zum
—	125	ʃ	* statt Bruder l. Halbbruder
—	126	ʃ	17 statt schallt l. schalt
—	129	ʃ	17 vertilge: gegen ihn
—	130	ʃ	4 von u. l. als mit Kühnheit, und Weisheit
—	131	ʃ	6 statt seinen l. feinen
—	145	ʃ	16 nach angeklagt, setze: war
—	150	ʃ	10 statt A. l. Ol.
—	189	ʃ	4 nach heilig, setze: ist
—	243	ʃ	16 u. 17 statt zu einem l. zum
—	310	ʃ	5 v. u. statt schief l. verschroben.

2 mal

9½ / 8/1   9/1 ½

8 4⅓ / 1   4/3

8
60

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Röper, Friedrich Ludwig

Blumenlese aus den Weisen des Alterthums für Freunde der Religion und der Tugend

Bd.: 2

Neu-Strelitz 1797

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Class.502(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11088893-3
VD18 80234356-001